

Stricklage (unvollständig)
für Stricklage
" für Stricklagen

ikgs

in der hier die Räuber seit ebenso langen Ewigkeiten saßen wie drüben der Frohsinn lachte.

Sonntags öffnet das Land den Riesensächer seiner Kleiderwunder; ein jedes Dorf ist ein Fächerglied, jede Tracht ein winziger Goldstapf darauf, keiner gleicht dem anderen. Der gotisch-strenge Umhang der Mädchen deutscher Gemeinden und ihre bändergeschmückten hohen Haarborten, Goldgürtel über dem gefälterten Rock und barocke Mäntel der Männer, die hart zur Kirche schreiten, treten aus dem Fächer hervor, und das leuchtende Weiß rumänischer Burschen nicht minder, wenn sie Wellen von Gelächter ihren Mädchen entgegenschießen, die in weißen Röcken nahen, auf denen vorn und hinten eine quergestreifte, schmale, durchwirkte Schürze liegt. Und drüben schaukeln die kurzen ungarischen Kittel, rot und grün, stampfen die blutroten Stiefel der Kalotaszeger Gegend, des prachtvollsten Trachtenwinkels, wohin unser Herrgott seinen heiligen Farbenpinsel einmal herunterfallen ließ.

Mit gellenden, vom Dämmerwind herangepeitschten Schreien singen die Burschen in den Dörfern. Das Land birgt die Töne in sich, ach, so mancherlei Lieder und die wilden Kuruzengesänge, die in den Schenken bis zur Kaserne noch immer gesungen werden, einst aber jählings aus verzweifelten Herzen aufbrüllten, als die ungarischen Freischärler um die Lagerfeuer frierend tanzten in den düsternen Tannenwäldern, flüchtig und trotzig darauf gefaßt, daß im Thal schon des Kaisers Hächer strichen. Messerstiche des Gesangs, der sich schließlich traurig hinausdehnt und bebend erlischt! Ja, wild ist dies Land des Ungleichs, wenn solche Töne knallen! Was hat sich hier gewandelt? Nichts! Die hölzernen ungarischen Häuser stehen grau an den Lehnen, die Kirchen bücken sich vor den Bergen. Hart und einfach ist Liebe, Haß und Rache, einfach die Sitte, derb der Trunk und die Lust. Auch das Rasseln der Radselgen auf den schlechten Straßen ist unverändert wie die ewig sich wandelnden Wolken, die ewig sich gleichenden. Aus den Sümpfen schallen die Frösche, im Wald schreit der Tod auf. Die Quelle singt. Nah sind die Städte nur, wenn man sie sieht, sonst wiegt uns das Land, das

dennoch zu den Menschen spricht, immer, immer von den Ahnen. Der Erdkern ist nicht erkaltet, ringt sich in heißen Quellen da und dort empor, perlt in zahllosen metallischen Sprudeln, aber zweigt auch Goldadern dick ins Gestein. Gase entweichen und werden genutzt. Manchmal brennt eine Sonde monatelang. Die Vögel können im Lichtschein nicht schlafen. Es ist, als zögen wieder Heere vom Osten oder Westen heran, und das Blutrot der Grenel wirft purpurne Schatten weit in die Mark.

Wir sinken nieder ins hüfthohe Gras, rispenumflirt, vielleicht eine silbergraue Holzkirche mit merkwürdig gefügtem Turm im Auge oder die Fachwerkhärte einer Kirchenburg, trinken den Frieden und das nie endende Wehen. In jeder Luftwoge schwebt Geruch der Ferne und Völkerglut, die sich hier berühren. Plötzlich horchen wir selig auf: ein deutsches Bauernkind läßt ein reines Lied flattern über die Au, einen Falter der Einfalt und Güte. Und du bist bereit, an das nächste Tor zu klopfen. Der Ring ist dir gewiß, welchen Volkes Hand ihn dir auch reicht und welches Brot dir auch geschnitten wird. Ein Kreuz schlägt die Hausfrau darüber, ob sie lesen kann oder nicht. Ja, dies ist siebenbürgisches Land!

Soll ich noch andere Täler beschreiben, wie kann ich die Mannigfalt greifen, welche Färbung der Saat abtasten? Jede Meile wandelt doch Form und Duft. Nun stehe ich da, Sohn dieser Erde, Kind seiner Bergwinde, Ränder seiner Seele, und weiß nur eines: daß es widerhallt von dem, was in seine Schluchten viele Völker hineinriesen. Es schenkt jedem das Seine und straft auch manchen; des deutschen Schweißes, der es erhöhte, vergift es nicht. Ich hebe ehrfürchtig nur einen Zipfel seiner Fülle. Er fällt mir aus der zu schwachen Hand. Voll und groß aufschwingend zu den Karpaten, wo einmal die Grenze Europas verlief, liegt es da. Der Wind sät die Sterne an den schieferblauen Himmel, durch den Flüsse zu strömen scheinen, Wälder sich zweigen, Ebenen sich dehnen, wie hier unten im Grenzland der Zeiten, der Völker, der Breiten und des Geistes sich viele Pfade kreuzen und immer auf die Sonne warten, die zuerst auf den Gipfeln brennt, ehe sie heruntersteigt.

Der Rattenfänger von Hameln

Kam einst nach Hameln in Niedersachsen ein Mann, seines vielfarbigen Rockes wegen Bunting geheissen, erbötig, für gutes Geld, das ihm die Bürger versprachen, die Stadt von Mäusen und Ratten zu befreien. Als bald nahm er ein Pfeifchen und piffte. Da schlüpften die Tierchen eins nach dem anderen aus Winkeln und Loch und sammelten sich; und als er meinte, es wäre keines mehr zurück, ging er pfeifend, indessen sie hinter ihm wimmelten, hinab zur Weser und ins Wasser hinein, und sie folgten ihm blind und ertranken allesamt. Die Bürger von Hameln jedoch, von der Plage befreit, drehen die Daumen umeinander und verweigerten ihm den Lohn, so daß er zornig verschwand. Am Johannis- und Pauli-Tag, sieben Uhr früh, erschien er wieder erschrecklichen Angesichts, bekleidet als Jäger, einen roten wunderlichen Hut auf und lockte mit der Pfeife in den Gassen. Sogleich liefen die Kindlein vom vierten Jahre an herbei, sogar des Bürgermeisters Tochter, eine erwachsene Jungfer, und zogen hinter ihm durchs Stadttor seldein bis zum Poppenberg und verschwanden darin, er und der ganze Schwarm. Daß solches geschehen, berichtete eine Magd, die, ein Knäblein am Arm, nachgelaufen, doch zurückgeekelt war, die Eltern zu rufen. Die suchten voll Jammer und schickten Boten aus, niemand aber entdeckte die Kinder, deren sie hundertdreißig vermißten. Nur drei fanden wieder heim, ein blindes, das zu erzählen wußte, es sei nicht rasch genug vom Flecke gekommen, ein stummes, so den Ort wies, wo sich der Berg aufgetan, ein winziges im Heind, das frierend umgekehrt, seinen Rock zu holen.

Erst später, als keiner lebte, der dieses erlitten, ward bekannt, daß der Rattenfänger mit den hundertdreißig Kindern durch die Almescher Höhle in Siebenbürgen aus der Erde pfeifend hervorgetreten; und stammen von den Kindern die Sachsen in Siebenbürgen ab.

Die Landnahme

Andere Sitten und Gebräuche haben vordem geherrscht, wenn die deutschen Männer mit Weib und Kind die Heimat verließen, weil sie ihnen ihr gutes Erbteil an der Freiheit verringern wollte, und einen wüsten Landstrich in Besitz nahmen, ihm ein Ansehn zu geben nach dem Wunsche Gottes und der Würde der Menschen. Da haben sie nicht Grenzpfähle, bemalt mit Farben verschiedener Art, in den Boden gerammt, auch nicht Brief und Urkunde mit den Nachbarnvölkern eingetauscht, auch nicht bloß Kreuz oder Feldzeichen auf die neue Mark gepflanzt, zum Zeichen, daß der Boden nun geworden sei menschliches festes Eigentum und Erbe, denn das alles würde wenig genügt haben gegen die Rauheit der Grenzbewohner, deren Wildheit nur das Recht des Stärkeren anerkannte: sondern wer einen Boden als eigen in Besitz nahm oder vor Recht behauptete, ritt mit etlichen Sideshelfern in kriegerischer Wehr darauf, stieg dann vom Pferde, betrat barfüßig und barhäuptig den Boden, den Gürtel gelöst und das gute gezogene Schwert in der Hand. Alsdann legte man sich eine Erdscholle aufs Haupt und schwur, wie man es mitgebracht aus der deutschen Heimat, auf das in die Erde gesteckte Schwert.

Also, wird erzählt, ist es auch geschehen, als die ersten Sachsen nach Siebenbürgen hereinkamen, wo damals noch mehr Wölfe und Bären und andere Untiere zu finden waren als sitzsame Menschen, und der Name Gottes, des Herrn, verklang in dem heidnischen Gehör, das von jenseits der Berge herüberscholl, und das deutsche Vater unser noch gar nicht gehört wurde, das Gebet der Gesittung. Daher sah es auch traurig aus in dem Lande, in dessen Wald- und Wiesen- und Wasserfülle das Auge Gottes lächelnd auszuruhen scheint, wenn es müde geworden von dem Anblick der dasselbe allseits umgebenden Flächen und Wüsten. Als aber die Deutschen ins Land gerufen wurden, da wurde das alles anders und so, wie wir es noch

heute wissen und auch mit den Augen sehen können, wer sehen will. Das haben der Sachsen Vorfahren getan!

Wie diese nun auf der Ebene am Zibin und an dem Orte erschienen, wo jetzt Hermannstadt steht, und nun Besitz nehmen wollten von dem Boden, den ihnen Geisa geschenkt, dem schönen Striche von Broos bis Draas, da zückten ihre zwei Anführer die Schwerter und steckten sie kreuzweis in die Erde und leisteten darauf den Schwur. Was sie geschworen, wer sagt es? Das gewiß, daß sie den Boden nur mit ihrem Leben lassen wollten; und Treue dem König. Dann nahmen sie die Schwerter und trugen eines nach Broos und das andere nach Draas, und dort an dem Gescheide des Sachsenlandes sollten sie aufbewahrt werden für alle Zeiten.

Aber es kamen schlechte Zeiten, wo das Schwert mehr herrschte als Recht ist, und das Kreuz des Christentums in diesen Östlanden beinahe zugrunde ging unter dem türkischen Halbmond; und unsere Brüder im Westen des Landes hatten mehr zu leiden als die anderen alle: da ist es denn auch geschehen, daß die Brooser ihr Schwert verloren haben. Aber das andere befindet sich noch in der Kirche von Draas. Es ist gut manneslang und kann jedermann an ihm erkennen, daß unsere Vorfahren kräftige Leute gewesen sind und mancherlei Eisen mitgebracht haben aus dem alten Vaterlande.

Siebenbürgische Sage

„Sie arbeiteten . . .“

. . . Die meisten von unsern Ausgewanderten, die ihre Heimat in Scharen verlassen und sich in alle Welt verlaufen haben, machen uns wenig Ehre . . . Doch eine Schar von deutschen Kolonisten macht auch hier, eine selbst für den deutschen Namen überhaupt glorreiche Ausnahme: es sind die Deutschen — oder wie man sie gewöhnlich, wiemögl historisch unrichtig, nennt — die Sachsen in Siebenbürgen . . .

Gerufen von einer ausländischen Macht, gereizt durch außerordentliche Versprechungen, auf die mit ihnen vertragsweise unter-

handelt worden, wagten sie sich unter eine, wegen ihrer Unkultur damals noch übelberühmte Nation, deren Mitbürger sie werden sollten, um Stützen des Thrones ihrer Könige zu sein; — wagten sie sich in Wüsteneien, die sie nicht bloß anbauen, sondern die sie sich erst mit ihrem Schwert versichern mußten, gegen fürchterliche Nachbarn (Kumanen), die diese Wüste sonst beweiden und deren Besitz immer noch nicht aufgegeben hatten. Diese deutschen Menschen machten sich unter der Garantie ihrer neuen Regierung eine Konstitution, die, sichtbar auf wahre Freiheit und mögliche Gleichheit gegründet, überaus viel Ähnliches mit den späteren deutschen reichstädtisch-demokratischen Verfassungen hatte; eine Konstitution, die vortrefflich sein muß, weil sie schon über 600 Jahre lang Bestand hat, und das letzte Ziel einer guten Konstitution, viele und glückliche Menschen zu erschaffen, in hohem Grade erreicht hat.

. . . Man denke sich Deutsche in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, mitten unter Madjaren, Walachen und Romaner versetzt: sie müssen ihren Nachbarn, links und rechts, erstaunlich aufgefallen sein. Erstlich, wegen ihrer Physiognomie, welche sanft, nicht asiatisch, nicht eisenfresserisch, war. Zweitens, wegen ihrer Lebens- und Nahrungsart: sie arbeiteten . . .

Der große Rechtsgelehrte August Ludwig Schlözer, 1795

„Es wirt umb Ungarlant geschehen sehn . . .“

Wo ist eine Staat in Ungarn, darinn keine Deutschen seind, in welchen nicht herrliche Policeyen von ihnen auffgericht, noch schöne gewaltige Häuser und Paläst, die sie erbawet? Es ist kein Stättlein, noch kein Dorff, darinn nicht Deutsche wohnen. Wollte Gott, ich möchte solches mit der unwarheit, denn mit der warheit reden, daß es wirt umb Ungerland geschehen seyn, bald man die Deutschen drauß vertreibet.

Stefan Báthory 1476 im königlichen Rat Ungarns

keit einhellig wider den Turm, in dem wir waren. Und liefen den Turm an mit großem Sturm, in Hoffnung viel zu gewinnen und bei uns zu finden. Was das für ein Hagel und Anlauf gewesen sei, kann keine Zung genugsam sagen, ein sollich Dichte der Pfeile, Steine, also daß es dichter denn ein Regen oder Schnee anzusehen war, ein sollich Geschrei der Krieger, Geschärr und Klappern der Waffen, Krachen, Stürmen der Anlaufenden, als wöllt Himmel und Erden brechen in einem Augenblick. Dieweil nun der Turm nit sehr hoch war, zermalnten und verderbten sie zuhand das Dachwerk und Überzimmer mit Pfeilen und Steinen, aber der Mauer von ihrer Stärk wegen mochten sie gar nichts abgewinnen. Als nun die Sonn nach Mittag zum Untergang sich neiget und sie noch nichts hatten ausgericht, wurden sie zu Rat, daß die einen nicht nachließen den Turm zu stürmen, die anderen Holz zutrug, damit sie eine solche Bastei machten, daß sie schier dem Turm gleich war. Diese zündeten sie an, kochten und brieten uns, gleichwie Brot in einem Ofen. Als nun fast all von dem Feuer zerschmolzen und tot waren, und sie vernahmen, daß sich niemand mehr im Turm reget, zerrissen sie das Feuer, fielen zur Thür hinein, ob sie vielleicht jemand halb tot fänden, daß sie den frischten und erquickten und herauszögen. Indem fanden sie mich auch halb tot, gaben mich gelabet und verkauft einem Kaufmann, der mich mit andern Gefangenen anseßlet und an Ketten schmiedet und über die Donau bis gen Andriano-polim, da der Stuhl des großen Königs dazumal was, führet.

Nun von gemeldetem Jahr 1438 bis in das 1458. Jahr hab ich die schwere Bürd und unleidentlich Angst dieser allerhärtesten erbärmlichen Gefängnis nit ohn Gefahr und Nachtheil Leibes und Seel erlitten, darin ich siebenmal verkauft, siebenmal entrungen, siebenmal wieder gefangen und mit Geld erkaufte. Darin ich ihrer barbarisch Red so gewohnet bin gewesen, daß ich meiner Mutter Zungen vergessen hätt, ihrer Gesaß und Schrift hoch erfahren, also daß man mich zu einer Pfründ ihrer Kirchen, nit mit schlechten Aufheben und Einkommen versehen, begaben wöllt. Ich hab auch mehr von ihrem Glauben gewußt, schriftlich und im Kopf, auch das

davon wissen zu reden, denn sie selbst, als daß nit allein mein Nachbarn, sondern von fernen Landen Legation geschickt und viel Volkes kam mich zu hören, auch viel Geistliche. Ich was auch meinem letzten Herrn so lieb als sein eigen Kind, wie er oft bekennet und sich auch erzeiget. Als ich schon frei war, hat er mich gern frei bei sich gehalten. Mich hat das ganz Hausgesind; müßt mich zuletzt mit Listn ausreden, ich wöllt auf eine hohe Schule und wiederkommen. Deß beschworen sie mich bei dem Namen Gottes und ihres Mahomets. Also soll ich noch kommen, und fuhr mit meinen kaiserlichen Freibriefen über Meer davon. Gott hab Lob.

Vom „Mühlbacher Namenlosen“ um 1460

Der Landsknecht

Von Hans Wühr

Hollerbusch und roter Kirschenmond!
Wenn das Jahr in lauter Rosen thront,
schau dein Bild im Brunnen, Margaret,
und dann bitt für mich und bet und bet!

Horch! Wars nicht, als ob ein Lied dich rief?
unterm Hollerbusch im Brunnen tief?
Singt mit rotem Mund das Nimmersehn,
rupft mit wilder Hand ein Tausendschön.

Spieß und Hellebard regiern die Zeit,
und ich selbst im schwarzen Fähnlein reit,
vorne pfeift das Leben frech und rot,
hinten trommelt dann der Michel Tod.

Traurig wird dein Bild, der Brunnen trüb.
Ists dein Tränlein, ists dein Lied?
Ists mein Lied, das aus dem Brunnen klingt?
Bet für mich, daß nicht mein Herz zerpringt!

Sachsegraf Markus Pemfflinger

Von Fritz Heinz Reimesch

Mit dem Zusammenbruch des alten Königreichs Ungarn bei Mohatsch war nicht nur ein einst machtvolles und wohlorganisiertes Staatswesen zerschlagen, es hatte nicht nur der Halbmond seine Siegeszeichen tief hinein nach Mitteleuropa gestellt, es fand bei den Madjaren auch eine innerliche Kapitulation vor den chaotischen Gewalten Asiens in Herzen und Hirnen jener Schicht statt, die sich bisher, wenn auch mit manchen Vorbehalten, zum Europäertum westlicher Prägung bekannt hatte.

Nicht so die Deutschen in Siebenbürgen. Sie hatten sich nie in ihrer Geschichte sonderlich als Gottesstreiter bekannt. Es lag nicht in ihrer Art. Sie fühlten sich anderen Aufgaben verpflichtet. Es war auch kaum ausgesprochen worden, daß sie sich als Exponenten des Römischen Reiches Deutscher Nation gefühlt hätten. Sie empfanden sich als wichtige Glieder des ungarischen Königreiches.

Im Sinne jenes typisch habsburgischen Heirats- und Erbfolgevertrages, den Kaiser Max 1491 mit Vladislans Jagello, König von Böhmen und Ungarn, geschlossen hatte, konnte Erzherzog Ferdinand, Bruder Karls V. und Schwager Ludwigs II., des bei Mohatsch gefallenen Königs, mit formalem Rechte die Stefanskrone für sich beanspruchen, die ihm ein Teil des ungarischen Adels unter Führung des Johannes Zápolya, Weinwoden von Siebenbürgen und Grafen der Zips, verweigerte.

Zápolya wollte selbst König werden. Maria von Habsburg, die Witwe Ludwigs II., hatte, als sie als junges Mädchen nach Ungarn kam, um zur ungarischen Königin erzogen zu werden, einen Schatzmeister in ihrem Hofstaate mitgebracht, den aus adelig-schwäbischem Geblüt stammenden Markus Pemfflinger. Pemfflingers Bruder Stephan war in gleicher Stellung bei Ferdinand und ein

dritter Bruder in Diensten der Fugger, so daß anzunehmen ist, daß diese, als die Geldgeber Habsburgs, die Pemfflinger in ihre Positionen gesetzt haben. Warum Markus Pemfflinger um 1520 nach Hermannstadt kam, ist ungewiß, vermutlich mit Fuggerischen Aufträgen. Jedenfalls spielte er dort schnell eine bedeutende Rolle und heiratete 1521 die reiche Witwe des Sachsegrafen Lulai Klare, geborene Tobiaschi, Sproß des Gräfengeschlechts der Tobsdorfer. Sie brachte ihm zahlreiche Güter und einen 'ansehnlichen gemünzten Schatz mit.

Schon allein diese Tatsache zeigt, daß Pemfflinger eine außergewöhnliche Persönlichkeit gewesen sein muß, denn wenn auch in jenen Zeiten die Verbindung zwischen Siebenbürgen und den oberdeutschen Gauen des Reichs eine sehr viel engere war als später, so fällt es doch auf, daß ein „Fremder“, kaum im Lande, eine der reichsten und angesehensten Erbtinnen zu ehelichen vermochte. Es mußten Kräfte hinter ihm stehen, die alle Vorurteile zerstreuten. Pemfflinger wurde nicht nur der Gemahl der Witwe des Sachsegrafen, die Sachsen wählten ihn sogar selbst zum Sachsegrafen, wobei seine Gönnerin, die Königin, ihre Hand im Spiele gehabt haben muß, denn sonst wäre die Wahl völlig unverständlich. Es gab auch eine starke Opposition gegen sie. Es steht auch außer Frage, daß Pemfflinger in Hermannstadt eine Stellung auszubauen hatte, die der König gegen die auffälligen Magnaten brauchte.

Ins helle Licht der großen Politik tritt der neue Sachsegraf erst, als sich Zápolya zum König krönen läßt und der Bürgerkrieg entbrennt, der das Land ins furchtbarste Elend stürzen sollte, denn der Großtürke schürte die Leidenschaften, und König Franz von Frankreich finanzierte den Flankenstoß gegen Habsburg. Pemfflinger erscheint im gleichen Augenblick als Schildhalter Ferdinands von Österreich, der sich ebenfalls zum König von Ungarn und Böhmen hatte krönen lassen. Wohl vertrieben seine Truppen den Usurpator Zápolya für einige Zeit, doch Ferdinand besaß den Weitblick nicht, die europäische Aufgabe Habsburgs im Südosten zu erkennen, der erst ein Prinz Eugen zum Durchbruch verhelfen sollte.

Da ist es vor allem der Sachsengraf Pemfflinger, der gegen den frondierenden ungarischen Adel und die Türken die Position in Siebenbürgen, die wichtigste Plankenstellung, stark zu machen unermüdlich am Werke ist. Mit großen Gaben der Diplomatie, mit starken, begeisternden Worten, mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und nicht zuletzt mit seinem Reichtum focht Pemfflinger für die Idee des Reichs, deren Exponent ja Ferdinand schon damals war. Wie weit Fuggergelder mit in die Waagschale fielen, läßt sich nicht feststellen; Pemfflinger schießt aus Eigenem zwölftausend Goldgulden vor, als es galt, 1529 Truppen gegen die Türken aufzustellen, die sich anschickten, Wien zu erobern.

Die Türken brachen in Siebenbürgen ein. Nur die Sachsen leisteten Widerstand; Petrus Haller, ein Nürnberger Ratsherrnsohn, der ebenfalls in Hermannstadt eine wichtige Funktion der Fugger zu versehen hatte, geht mit dem blutigen Schwert durch die Gane und ruft den Heerbann auf. Die Kirchenburgen werden armiert und von der Nationsuniversität Zehntausende von Goldgulden aufgebracht — Habsburg aber schweigt und zieht sich zurück.

Pemfflinger stand mit den Sachsen völlig allein im Südosten für das Reich ein, und Hermannstadt, einst als „Schutzschild der Christenheit“ von einem Papste gerühmt, sollte wieder Prellbock werden. Immer wieder greift Pemfflinger in die eigene Tasche, um die Bewaffnung und Ernährung der Truppen zu bezahlen; Ferdinand schreibt nur schöne Briefe und lobt die Treue der Sachsen, aber er tut nichts.

Das gesamte Sachsenland war 1530 in der Gewalt der Türken, Tataren und Zápolyas, nur Hermannstadt widerstand und wurde belagert — sieben volle Jahre lang! Nun beginnt ein verheißener Krieg der Übermacht gegen diese eine Stadt, die zwar eine bedeutende Festung war, aber immerhin nur von einigen Tausend Bürgern und Kriegsknechten verteidigt werden konnte. Die Tragödie beginnt, — es ist eine, die großen Dichtern zum Vorwurf dienen könnte, denn hier ringt wirklich nur ein Mann, der für eine große Idee alles opfert, gegen Legionen von Feinden und gegen das lang-

same Müderwerden jener Menschen, die zwar die Idee als richtig erkannten, doch nicht so starken Herzens waren wie ihr Führer. Von Tag zu Tag, von Monat zu Monat zehrt der grausame Krieg an der Substanz der Stadt. Pemfflinger ist nicht nur auf den Mauern, er schreibt nicht nur mahnende Briefe an Ferdinand und dessen General Kasianer, der eine höchst sonderbare Rolle spielt und anscheinend auch vom französischen König Franz I. gespielt wurde; Pemfflinger reitet auch durch das Land; sucht da und dort Aufstände gegen Zápolya an, verproviantiert die Stadt durch gewagte Handstreichs; er getraut sich sogar, quer durchs Feindesland nach Regensburg zum Reichstag zu reiten, wo er Versprechungen erhält, wohl auch einige Tausend Goldgulden, und doch merkt, nicht verstanden zu werden. Das sichts den Mann nicht an. Und das mag der Kernpunkt in seiner Tragik sein. Er verbeißt sich dermaßen in die Idee, daß er die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, entweder nicht sieht oder nicht erblicken will. Zápolya verspricht hoch und heilig, alle Rechte der Sachsen feierlichst zu beschwören; noch kann Pemfflinger Hermannstadt zur Antwort bewegen: „Wir bleiben Ferdinanden treu“ — doch sie sagen es unter Stöhnen, denn die Männer vermögen kaum noch auf die Mauern zu steigen. Schließlich ringt sich ein Notschrei aus Pemfflingers Brust: „Mag Eure Majestät doch einmal, sei es durch Krieg, sei es durch Frieden ein Ende machen. Ich fürchte, der Eimer wird endlich in Stücke gehen, da Ihr nichts als Worte habt; rafft Euch doch einmal zu Taten auf, es wird Euch sonst gereuen.“ So schreibt er in einem seiner letzten Briefe an König Ferdinand.

Im Jahre 1537 wagt er nochmals den Weg nach Wien. Irgendwo auf der Landstraße ist er gestorben, niemand weiß wo. In seinem letzten Brief an Ferdinand stehen die erschütternden Worte: „Ich erwarte nichts mehr und wenn etwas kommt, wird es zu spät sein, denn inzwischen kann der Tod es vollenden.“

War es ein Phantom, dem Pemfflinger nachjagte? Man könnte es heute fast besahen! Während der Unermüdliche zum letzten Gang angetreten war, um Rettung zu holen, hatten die Hermann-

städter die Waffen in allen Ehren gestreckt, und Zápolya, sonst kein Mann, der sein Wort zu halten pflegte, hielt es. Solche Tapferkeit nötigte selbst ihm Achtung ab.

„Schirmer des Rechts war er, des Bösen eifrigster Gegner,
Feuer den Besten stets, nie niedrigem Geize ergeben.“

steht auf der Gedenktafel, die die Hermannstädter Markus Pemfflinger in ihrer Stadtpfarrkirche setzten!

Als der Herr noch auf der Erde ging

Vom Wissen um den Tod

Als der Herr noch auf der Erde herumging und die Leute besuchte, kam er einmal zu einem Bauern, der einen Zaun machte und dabei wenig ordentlich verfuhr. Da sprach der Herr: „Warum machst du den Zaun so schlecht?“ Darauf sagte der Bauer: „Wozu soll ich ihn besser machen, ich hab ja nur noch ein Jahr zu leben; bis dahin wird er halten!“ Als unser Herrgott das hörte, war es ihm nicht recht, und er sagte zum Bauer: „Bis jetzt hat jeder Mensch gewußt, wann er stirbt, von nun an soll es niemand mehr wissen; du sollst der letzte sein!“

Der Heiland als Schmied

Unser Heiland verdingte sich einmal als Lehrjunge einem Zigenerschmied. Da tat er mancherlei Wunderbares. Im Walde brannte er die Kohlen auf seinem ausgebreiteten Mantel, und zum Löschen benützte er denselben Mantel, nachdem er ihn unverfehrt unter dem glühenden Haufen hervorgezogen. Mußte er ein Pferd beschlagen, so hieb er ihm mit dem Beil die Beine ab, versah diese in der Schmiede mit den passenden Hufeisen und ließ sie, indem er sie an den Rumpf hielt, dort wieder anwachsen.

Volkssagen

ikgs

Spruch auf der Landkarte von Siebenbürgen (1532)

Von Johannes Honterus

Vom Rein vnd Sachsen ich gemein
Bin aufgewachsen in großem Schein,
Hab weiter freuntschaft gunst vnd eer
Bey frembden willen suechen meer,
Szo hat vmbkert all meinen rat
Der manche Reich genidert hatt,
Vnd meer wirdt nidern mit der Zeit,
Noch hoff ich auf seine gerechtigkeit.

Johannes Honterus und die Reformation

Von Erich Roth

Genau 400 Jahre sind es her, seit der Organist an der Kronstädter Schwarzen Kirche Hieronymus Oftermayer, der auch unter Honterus Dienst tat, in seiner für unsere heimische Reformationsgeschichte so bedeutsamen Chronik den Tod seines Stadtpfarrers bemerkte und dabei in folgender Würdigung seiner gedachte: „Er hat die Lehre des heiligen Evangelii und den rechten Gottesdienst allhier eingerichtet und die Schule reformiert zu Nutz der Jugend; und die Druckerei aufbracht; und des heiligen Evangelii halber viel erlitten und ausgestanden . . . Summa: ein fromm, demütig, lehrhaftig, ehrerbietig Mann, niemand verschmähend und darzu ein treuer Hirt seiner Schäflein.“ Oftermayer war kein Gelehrter. Aber er hat mit kurzen und doch nicht dürren Worten alle wesentlichen Stücke des Verdienstes des Honterus sowie den Eindruck seiner Gestalt in einer so feinsinnigen und treuherzigen Weise zusammengefaßt, daß es auch die Gelehrten nicht besser tun können.

An den Namen des Honterus knüpft sich der Umbruch des kirchlichen Lebens und der Kultur in Siebenbürgen. Sein Leben

wie gar nichts, denn erst in den Universitätsjahren geht ein Lichtlein auf. In der Wiener Universitätsmatrikel findet man unter dem Jahre 1515 einen „Johannes des Lederers aus Kronstadt“ eingetragen; und das wird vermutlich Honterus sein. Er erwarb in Wien den Grad eines Magisters der freien Künste; man weiß jedoch nicht, ob es vielleicht doch erst zu einem späteren Zeitpunkt geschah. Nachher war er wohl in seiner Heimatstadt tätig. In den langjährigen Thronstreitigkeiten zwischen Zápolya und Ferdinand erkannte im Gegensatz zu Hermannstadt der tüchtige Stadtrichter von Kronstadt, Lukas Hirscher, Ferdinands Dymnacht in Siebenbürgen bald und trat für den Frieden ein, der 1530 teuer genug erkaufte wurde. Honterus gehörte offensichtlich zur „teutschen Partei“ und hielt bei ihr ans, weswegen er, wie es scheint, 1529 aus der Vaterstadt vertrieben wurde. Man muß das annehmen auf Grund einer von Karl Kurt Klein entdeckten Notiz, welche besagt, daß Honterus sich im Herbst jenes Jahres als Gebannter beim fähigen Humanisten Turmair in Regensburg aufgehalten hat.

Von da aus fand er den Weg nach Krakau, wo er in der Universitätsluft ein lernender Lehrer gewesen zu sein scheint. Hier erscheinen seine beiden ersten Schulbücher: eine lateinische Grammatik und die Grundzüge einer Weltbeschreibung, in der alle Realien unseres Daseins aufgezählt sind, wie Sterne, Länder, Meere, Flüsse, Pflanzen und Tiere. Das Vorwort, an seine Landsleute gerichtet, spiegelt in ergreifender Weise die Lage eines vom Sturm der Zwietracht Verschlagenen wider, dem die Heimat versperrt ist. Nach Krakau taucht er in Basel auf. Dort gab er 1532 eine wohl nach eigenem Entwurf vom selbstgeschnittenen Holzstock gedruckte Karte des siebenbürgischen Sachsenlandes heraus, die dem Magistrat von Hermannstadt gewidmet ist. Welche Stellung er in Basel bekleidet hat, welcherlei Arbeit er leistete, weiß man nicht genau. Eine wichtige Briefstelle bezeugt, Honterus sei ein ungewöhnlicher Meister der Holzschnitzerei gewesen. Soviel steht jedenfalls fest, daß er seine entscheidenden theoretischen Einflüsse dieser Zeit verdankt. Der erwähnte Brief bezeugt weiterhin, Honterus habe vom Basler

und Wirken bildet daher einen anziehenden Stoff, an dem sich in den letzten drei Menschenaltern, von den deutschländischen Forschern abgesehen, unsere besten Köpfe des wissenschaftlichen Gebietes versucht haben: Georg Daniel Teutsch, Friedrich Teutsch, Adolf Schullerus, Oskar Netoliczka, Karl Reinerth, Karl Rurt Klein, um nur die wichtigeren zu nennen. Neue Briefdokumente sind gefunden worden, neue Lebensdaten wurden entdeckt, neue Gesichtspunkte sind aufgetrennt, und doch haben gerade die neuen Funde der alten Position große Rätsel aufgegeben. Unter anderem ist, von theologischen Problemen zu schweigen, sogar die Hauptfrage nach dem Gesicht der Honterischen Reformation in Kronstadt, ob sie von Wittenberg her oder der Schweiz aus bestimmt war, dunkel geblieben. Man hat Honterus als reifen Reformator nicht anders als an Luthers Seite sehen zu können gemeint. Von da aus war dann der Blick etwas getrübt für eine unbefangene kritische Beantwortung entscheidender Fragestellungen: wie war Honterus Verhältnis zu den Schweizer Reformatoren und zu den Wittenbergern? Und wie stand er, von da aus bedingt, zum Kronstädter Stadtpfarrer Jekel, zum Hermannstädter Stadtpfarrer Ramser, zum sogenannten Bildersturm von Kronstadt, zur ersten evangelischen Synode Siebenbürgens von 1545, zur Nationsuniversität, zum zweiten Reformationsbüchlein von 1547? Im folgenden kann nur eine Skizze von Honterus und der Reformation in Siebenbürgen vom Stand der neuesten Forschung aus gezeichnet werden.

Im Unterschied zu den umfänglichen Nachrichten über andere Lokalreformatoren ist der Lebenslauf des Honterus nur spärlich bekannt. Schon sein Name ist ein Rätsel. Denn nach der Überlieferung hieß sein Vater Georg Gras und war ein patrizischer Lederer in der Kronstädter Schwarzgasse. Eine Lösung hat die bekannte Sage versucht: Honterus habe in großer Wassergefahr an einem Hollunderstrauch (Hontert) seinen Lebensretter gefunden und aus Dankbarkeit die Namensänderung vorgenommen. Die wirklichen Vorgänge sind der Forschung noch verhällt. Als Jahr seiner Geburt wird 1498 geschätzt. Von seiner Jugend weiß man so gut

Reformator Johannes Dekolampad, dem engsten Mitarbeiter Zwinglis, gelernt und das dann auch in Kronstadt zur Geltung gebracht.

Aus Basel wurde Honterus dann wieder nach Kronstadt gerufen, um als Schulmann tätig zu sein. Lukas Hirscher war immer noch Stadtrichter, hatte aber keinen Grund mehr, Honterus zu zürnen, denn dieser war inzwischen zu einem Umschwung seiner politischen Überzeugung gelangt. Das Dokument dafür sind die bisher allen Deutungsversuchen zum Trotz dunkel gebliebenen deutschen und lateinischen Verse, die er für den Hermannstädter Magistrat auf die Sachsenlandkarte gesetzt hatte. Sie sind nichts als ein politisches Bekenntnis, ganz in die bedrängte Lage Hermannstadts gesprochen, mit dem Zweck, zur Abschwenkung von Ferdinand zu mahnen. In Kronstadt hat Honterus 1535 geheiratet; er wurde dazu auch seitens der Burzenländer Gaugemeinde mit Ehrengaben überrascht. Er ist Vater von zwei Söhnen und vier Töchtern geworden. Im übrigen war er in erster Reihe dabei, das Kronstädter Schulwesen neu aufzubauen. Zu dem Zweck verfaßte er eine Schulordnung und nahm darin die „Schulregeln“ des berühmten Nürnberger Schulmannes Gebald Heyden auf. Die Druckerei, die er sich einrichtete, diente ebenfalls vornehmlich der Schule. Es sind in der Hauptsache Schulbücher, die er in nicht geringer Zahl selbst zusammenstellte und „Zu Nutz der Jugend“ im Druck herausgab. Von Bedeutung weniger für die Kronstädter Stadtverwaltung als für das Vorankommen der Reformation, die dann doch auch auf die Gemeindevverwaltung zurückwirkte, war der Umstand, daß Honterus in den Stadtrat gewählt wurde.

In der Zwischenzeit hatten die Ideen der Reformation auch auf siebenbürgischem Boden einigen Fuß gefaßt. Das Feld war vorbereitet durch eine Auseinandersetzung zwischen den Stadträten, die in der Nationsuniversität als der Oberbehörde mit den Vertretern der Stühle zusammengeschlossen waren, und der sächsischen Geistlichkeit. Diese beanspruchte, wie damals allgemein in katholischen Ländern, die Richter Gewalt über alle geistlichen Personen und deren Familien,

ferner über Witwen und Waisen, dann bei Testamentsvollstreckungen und in Ehescheidungsangelegenheiten. Es kam hinzu, daß die Dekane des Hermannstädter und Kronstädter Kapitels diesen Ansprüchen Nachdruck verleihen konnten, weil sie vom fernen Graner Erzbischof, dem sie unterstanden, halbbischöfliche Rechte eingeräumt bekommen hatten. Die weltlichen sächsischen Obrigkeiten hingegen kämpften, wie auch andere Magistrate in deutschen und Schweizer Städten damals taten, um die Zurückdrängung und Beschneidung der geistlichen Gerichtsbarkeit. Man versteht die Reformation in Siebenbürgen nur, wenn man den Hintergrund dieses Machtkampfes nicht aus dem Auge läßt. Die Lehre von der priesterlichen Richter Gewalt ist verankert in dem ungeheuer aufgebauschten katholischen Bußsakrament. Was davon für das Volk sichtbar wird, ist bis heute im Katholizismus die Einzelbeichte vor dem Priester. Sie ist gleichsam der Kern, um den, solange er vorhanden ist, sich immer die Schale einer Erweiterung der geistlichen Richter Gewalt legen kann. Das war die Sorge schon der Schweizer Reformatoren und war erst recht die Sorge der siebenbürgischen Stadträte. Wie im deutschen Mutterland, so gab es auch in unserer Heimat schon beim Durchbruch der Reformation unter den Reformgesinnten zwei sich befehdende Fronten. Nur war das umstrittene Lehrstück nicht das Abendmahl, das kam erst später an die Reihe, sondern das Bußsakrament, näherhin die Einzelbeichte vor dem Priester. Die Kämpfe gestalteten sich zu einem rechten Volksdrama.

Als Luthers frühe Schriften bei uns bekannt wurden, gab es ein erstes Aufflackern der reformatorischen Bewegung. Das war schon in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Man kann das ersehen aus den noch vorhandenen Erlässen, in denen der ungarische König Ludwig II. dem Sachsegrafen Pemfflinger wiederholt anbefahl, die beim Volke vorhandenen Schriften Luthers aufzuspießren und zu verbrennen. Die Bewegung machte sich Luft in einigen Widerständen und Schmähschriften gegen die obersten sächsischen Geistlichen, soweit sie im Geruch der Priesterherrschaft standen. Das war freilich auch alles. Zu einem zielvollen Handeln gestalteten sich

diese Ansätze erst, als Honterus der Befeuere der Bewegung wurde. Soweit bekannt, fällt sein erster schriftlicher Vorstoß ins Jahr 1539. Er gab damals in seiner Druckerei zwei kleine Werke aus den Schriften Augustins heraus, dem großen lateinischen Kirchenvater, der elfhundert Jahre zuvor das Lehrgut der alten Kirche bestens zusammengefaßt hatte. Sie waren für einen weiteren Schülerkreis bestimmt und sollten zum Teil zeigen, daß in der alten Kirche das vorhanden gewesen sei, was die Reformation wiederherstellen wollte. Wichtiger als die Schriften selbst sind für die Forschung die zwei Vorreden, mit denen Honterus sie einleitete. Sie vermitteln uns ein Stück seiner Theologie und Wesensart und einen Schimmer der kirchenpolitischen Lage. Diese sah damals folgendermaßen aus: Die Gegnerschaft der katholischen Front fiel nicht ins Gewicht. Um so bestimmender aber war die Parteilung der Sachsen, deren Führer im Grunde alle eine Reform wollten, es fragte sich nur, was für eine. Honterus ist noch im Lehramt, das muß man aus dem späteren Quellenbefund erschließen, mit den radikalen Forderungen hervorgetreten, die er von den Schweizer Reformatoren gelernt hatte: Übergabe der kirchenregimentlichen Leitung an die weltliche Obrigkeit, die von Gott ist und auch über das Lehrgut der Kirche zu wachen hat; Abschaffung der Priesterbeichte; Ausräumung der Heiligenbilder, der Messgewänder und Altäre. Diese Forderungen erhob Honterus nicht um Zwietracht zu säen, sondern weil sie ihm einfach biblisch erschienen und er als ernster Christ die Reinheit des Evangeliums gewahrt wissen wollte. Daran waren auch die Stadträte, in denen vielfach fromme Männer saßen, nicht uninteressiert; aber es entging den fürsichtig weisen Herren nicht, daß ihnen mit dieser Botschaft des Honterus zugleich die so lang erstrebte geistliche Gerichtsbarkeit als Ganzheit in den Schoß fiel. Die Führer der Geistlichkeit waren anderer Meinung. Die Kronstädter Stadtpfarrer z. B. wollten vor ihrer Wahl gern reformieren, doch als sie im Amt saßen, merkten sie, daß sie damit zugleich an dem Alt säßen, auf dem sie es sich soeben bequemlich gemacht hatten. Es reformiert sich von unten immer leichter als von oben. Der Hermann-

städter Stadtpfarrer Matthias Ramser entschloß sich aus ähnlichen Gründen nur zögernd zu Reformschritten. Und als er es tat, wählte er den gemäßigeren Weg Luthers, der die Einzelbeichte vor dem Priester in gereinigter Form beibehalten hatte. Man kann allerdings Ramser und seinen Kronstädter Amtskollegen Jeremias Jekel, die sich übrigens auch sonst gewisse Bälle zuspielten, von dem leisen Verdacht nicht ganz lossprechen, daß sie mit Luther gleichzeitig die Beibehaltung einer geistlichen Gerichtsbarkeit decken wollten. Das ist nach dem Sieg des Luthertums auch gelungen und für Jahrhunderte in Siebenbürgen so geblieben. Das Zünglein an dieser Waage war die Einzelbeichte vor dem Priester.

Nach dieser Vorwegnahme der Hintergründe genügt es, die Tatsachen der Entwicklung aufzuzählen, die sich nun Schlag auf Schlag aneinanderreihen. Als Stadtpfarrer Jekel 1542 in die Ehe trat, führte er noch im selben Jahre den Gottesdienst nach evangelischer Ordnung ein, ohne an dem äußeren Gepräge der Kirche etwas zu ändern. Im Jahre darauf schrieb Honterus sein Reformationsbüchlein, und der Stadtrat nahm auf dieser Grundlage eine erste Kirchenvisitation im Burzenländer Gau vor. Aber Stadtpfarrer Ramser von Hermannstadt prüfte das Reformationsbüchlein unter der Lupe. Da Honterus seine Gegner kannte und wußte, daß sie den Strick schon in der Hand hatten und in seiner Schrift nur noch nach einem Nagel suchen würden, an dem sie ihn dann theologisch aufhängen könnten, war er bei der Abfassung ungeheuer vorsichtig zu Werke gegangen. Man kann eigentlich kaum theologisch neutralere Sätze bilden, als er es hier fertigbringt. Dabei kam ihm zustatten, daß es nur um die praktische Neuordnung ging. Und was er davon schriftlich niederlegte, wich von der Wittenberger Ordnung in der Tat nicht ab. Mit Recht konnte er sich daher zum Ärger seiner lutherischen Gegner auf Wittenberg berufen. Nur in der Frage der Beichte, jenem Zünglein an der Waage, glückte ihm die Neutralität nicht so ganz. Wer das aber sehen will, muß schon zwischen den Zeilen lesen können, also voreingenommen sein. Davon fehlte es beim Decanus Ramser freilich nicht. Er unternahm darauf-

hin seinen ersten Gegenstoß, indem er das Büchlein den Wittenbergern zur Begutachtung übersandte. Dieser Schritt konnte das ganze Reformationswerk des Honterus zu Fall bringen.

Siebenbürgen war indes schon damals so klein, daß gegnerische Bewegungen selbst an personalen Fronten nicht unbeobachtet blieben. Was machte Honterus? Er wandte sich durch die unbemerkte Vermittlung eines Theologiestudenten an seine Schweizer Freunde und holte von ihrem derzeitigen geistigen Führer Heinrich Bullinger ein Gutachten über drei Punkte ein: 1. Einzelbeichte vor dem Priester; 2. Frage der Heiligenbilder; 3. Verwendung der Kirchengüter. Bullinger löste seine Aufgabe glänzend und auch der Form nach in einer für Honterus vortrefflichen Weise. Dem Inhalt nach berichtet er, die Schweizer Gemeinden hätten sowohl die Einzelbeichte als auch die Heiligenbilder abgeschafft. Dabei entwickelt er in Form einer kleinen Abhandlung die Dinge so, daß ihm jeder Recht geben muß, der nicht ganz fest im Lutherischen Sattel sitzt. Es ist keine Frage, daß dieses Schreiben genügt hätte für das, was nun in Kronstadt folgte. Aber Honterus heimste noch einen unerwarteten Erfolg ein.

Drei Tage später als Bullinger in Zürich, setzten sich die Wittenberger Luther, Melancthon und Bugenhagen, zur Antwort an den Dechanten Ramser nieder. Aber welche Enttäuschung für diesen! Sie sind alle drei so froh darüber, daß das Evangelium endlich auch in Siebenbürgen eingeschlagen hat, daß sie nicht auf den Gedanken kommen, im Reformationsbüchlein des Honterus zwischen den Zeilen zu lesen. Sie verstehen gar nicht, was Ramser mit seinen aus Gründen der Geheimhaltung nur halbdeutlichen Andeutungen eigentlich will, und sind naiv genug, ihn auch noch an Honterus zu verweisen. Den aber loben sie in den höchsten Tönen.

Vor Weihnachten 1543 sind die Schreiben aus Zürich und Wittenberg angekommen. Schon am Neujahrstag 1544 versammelt Honterus die Ratsherren und die Hundertmannschaft. Er war glänzend gerechtfertigt, denn alle Führer der Reformation standen, wie es jedem erscheinen mußte, auf seiner Seite. Das Ergebnis war der feierliche Eid der Anwesenden auf das Reformationsbüchlein,

mit der Versicherung, es vom Größten bis zum Kleinsten für Kind und Kindeskind bewahren zu wollen. Sechs Wochen darauf notiert Ostermayer in seiner Chronik: „den 16. Tag Februarii hat unser Pfarr zu Cron Hieremias Zefel die Pfarr aufgeben und die Lartler Pfarr angenommen, . . . aus was Ursach ist unnötig zu erzählen.“ In der Zwischenzeit übernahm Stadtrichter Fuchs die „Kirchförg“, bis im April der „gelehrte und gottsfürchtig Mann Herr Johannes Honterus zum Pfarr in Cronstadt erwählet“ wurde. Dieser griff nun mit eiserner Konsequenz durch. Ostermayer vermerkt: „Item sein mit Willen der Obrigkeit die Bilder aus den Kirchen, auch der große Altar in der Pfarrkirch abgebrochen worden.“ Daß das Ganze nicht der „Bildersturm“ eines rohen Volkshaufens war, sondern eine geordnete Maßnahme, die Honterus geleitet hat, geht aus dem Kronstädter Rechnungsbuch hervor: „Im Jahre des Herrn 1544, am 10. Tag Novembris, haben die namhaftig und weisen Herren, mein Herren des Rats dieses Jahrs alles silbern Geschmeid, das in dieser unserer Pfarrkirch gefunden ist worden, lassen abwiegen und in Gegenwartigkeit des würdigen Herrn Magistri Johannes Honteri, unseres Pfarrers, an lassen schreiben in dieses Buch.“ Es folgt dann die große Bestandsaufnahme.

Zwei Wochen darauf hielt die Nationsuniversität ihre Katharinentagung ab. Es war gleichsam ein Ergebnis des Gedankenaustausches der Weltlichen, daß nun auch der Hermannstädter Stadtrat die Bilder und die Einzelbeichte abgeschafft haben wollte und auf den Dechanten Ramser kräftigen Druck ausübte. Diesem wurde das Treiben nun doch zu bunt. Jetzt mußte er den Wittenbergern klaren Wein einschenken, denn nur sie konnten die hier aufbrechende Gefahr bannen. Er schrieb also einen Brief, der zu den wichtigsten Quellen für die Erhellung unserer Reformationsgeschichte gehört. Mit unüberhörbarer Schärfe bezeichnet er es als gänzlich widersinnig, die Einzelbeichte abschaffen zu wollen; sie sei doch eine Stiftung des Herrn, wie es ja auch im Wittenberger Schrifttum von den Katechismen bis zum Augsburger Bekenntnis zu lesen stehe. Und er hat Recht, das steht da wirklich drin.

Die neuen Antworten der Wittenberger sind nicht erhalten. Man kann den Inhalt jedoch erraten, wenn man sieht, daß Monate darauf eine Synode der sächsischen Pfarrerschaft stattfindet, die sich ausdrücklich zur Reformation Luthers bekennt und darum u. a. beschließt, daß in den Kirchen ein Altar stehen bleiben müsse, (das ging gegen Kronstadt), und daß die heimischen reformatorischen Schriften dem Augsburger Bekenntnis von 1530 anzugleichen seien, (das ging gegen das Reformationsbüchlein des Honterus, welches am deutlichsten in der Einzelbeichte von ihr abweicht). Damit waren nun die beiden Fronten, Honterus und die Stadträte auf der einen Seite, Ramser und die Geistlichkeit auf der anderen, restlos festgefahren. Um eine Spaltung zu verhindern, schaltete sich die Nationsuniversität ein und rief in ihren Beschlüssen wiederholt nach einem vermittelnden Ausschuß. Zwei Jahre hat es immerhin gedauert, bis die Gemüter sich zu diesem löblichen Werk zusammenfinden konnten. Das Ergebnis war ein Kompromiß, und er liegt vor in dem zweiten Reformationsbüchlein von 1547. Honterus aber hat an seiner Reform in Kronstadt praktisch nichts geändert. Erst sein Nachfolger Valentin Wagner reiste ausdrücklich zu dem Zweck nach Wittenberg, um die Verbindung und Angleichung herzustellen. So ist Honterus der zäheste Befürworter unserer Reformation gewesen. Doch war die Hinwendung zum Luthertum das Werk Matthias Ramfers und, in dessen Spuren, des trefflichen Fuchters in den nachherigen Abendmahlsstreitigkeiten, Matthias Hebler.

Es mag überraschen und ernüchtern, daß Honterus in Kronstadt eine Zwinglische Reform durchgeführt hat. Man muß indessen wissen, daß die Gegensätze damals noch gar nicht ausgewachsen waren. Luther brach erst 1544 endgültig mit den Schweizern, und Bullinger trug daraufhin Melanchthon eine Stelle in Zürich an, weil er ihn auf seiner Seite wählte. Was Honterus wollte, war der Aufbau der Gemeinde nach dem Muster des Neuen Testaments. Und darin war er wie Zwingli so herb und ernst, daß alles, was in der Schrift nicht belegt war, keine Gnade fand. Nachdem der Herr mit seinen Jüngern das Abendmahl nicht an einem Altar

gefeiert hatte, konnte Honterus auf den großen Hauptaltar verzichten, denn der Holztisch hatte auch Zwingli genügt. Und wie dieser in Zürich der geistige Führer des Stadtrates war, so war auch Honterus ein rechter Bürgerführer, aber nicht mit politischen Zielen, sondern als Gottesstreiter. Wir haben ihm mehr zu danken, als sich in kurzen Worten sagen läßt. Er hat sein Leben mit hervorragender Begabung auf den verschiedensten Gebieten gearbeitet. Am treffendsten jedoch ehrt ihn Bugenhagen, wenn er ihn einen Apostel im Ungarlande nennt. Honterus wollte nichts sein als eine Stimme für das Wort des Herrn. Und das gerade ist die Ehre eines Apostels, daß seine Stimme aufgeht in der Stimme des Wortes Gottes.

Der Tod des Reformators

Von Egon Hajek

Man schrieb das Heilsjahr 1549.

Der Stadtpfarrer Magister Johannes Honter lag auf dem Sterbebett. Vergeblich hantierten die Ärzte an Honters Lager, es war ein müdes Kommen und Gehen, ein stilles Sich-Zunicken, wie wenn das Ungeheure nicht zu fassen ist und man dennoch im Abschiednehmen übereinstimmt.

Niemand wußte, was dem hochwürdigen Herrn fehlte.

Die einen vermuteten die Folgen eines heftigen Fiebers, die anderen ein Leiden des Herzens, etliche wieder schlossen bei dem geheimnisvollen Verfall seiner Leibeskräfte auf ein geheimes, unbekanntes Leberübel, das ihn von innen her verzehre. Aber jedermann klagte, wenn es auch nicht Sache der kampffrohen Sachsen war, in unnützes lautes Jammern auszubrechen, sie fühlten, daß der größte Mann ihrer Tage von ihnen Abschied nehmen mußte.

Das Wetter des 23. Januar glich einem wunderträchtigen Frühlingstage. Manches Mal geschieht es in den Südkarpaten, daß der drängende Süden Gewalt erhält über den Sturmwind des

Nordens, so auch diesmal. Man fühlte die Nähe des Mittagslandes, und vielleicht lag in dem ungewöhnlichen Geschehen der Witterung ein Zeichen für das Nahen einer anderen Welt. Frau Anna hatte das Fenster weit geöffnet, um den mühsamen Atem des Kranken mit reiner Luft zu stärken. Mächtig brauste der Föhn vom Zinnenwalde her, der Chorgesang der Buchen antwortete in dröhnendem Liede der Himmelssehnsucht des Meisters entgegen.

„Wie fühlt Ihr Euch, ehrwürdiger Vater?“ fragte Vinzenz Schneider, „habet Ihr etwelchen Auftrag für uns, damit wir ihn der Bürgerschaft anrichten?“

Mühsam bewegten sich die Lippen Honters, bis er hervorbrachte: „Bleibt getreu . . . ! Wachtet . . . und betet . . . !“

Die Anwesenden neigten das Haupt. Sie sahen in den Worten Honters Vermächtnis an sein Volk. Nun mußten sie es hüten. Wollte doch Gott, daß es sich fortpflanze von Kind zu Kindeskind bis in ferne Tage.

Als Meister Johannes den Rektor seiner Schule erblickte, ging ein freudiges Lächeln über seine verfallenen Züge.

„Valentin“, flüsterte er, „hüte die Schule . . . meine Schule . . . ich war in meinem ganzen Leben immer nur ein Schulmann . . . in der Schule liegt unseres Volkes Kraft . . .“

„Es soll geschehen, Herr. Wie Ihr sprecht, so soll es sein; unsere Schule wird unser kostbarstes Gut bleiben . . .“, bestätigte der Stadtrichter, und die anderen pflichteten ihm bei.

Honter blickte seine Freunde dankbar an. Doch diese hatten für den sterbenden Meister noch eine besondere Überraschung bereitet. Ein Brief Melanchthons war eben eingetroffen. „Lasset mir den Meister Johannes besonders empfohlen sein. Ich gedenke seiner immer wieder mit Freuden, hat er doch unseres evangelischen Glaubens Hort und Stärke im fernen Siebenbürgerlande mit besonderer Liebe gepflegt. Unser in Gott ruhender D. Martinus Luther dankte Gott immer wieder, wie doch der Herr dem Ungarlande in dem frommen Meister Honter einen wahren Apostel erwecket hat, und nun siehe, das ganze deutsche Volk im Osten hält sich an unsere

Was kan nu darüber durch menschlichen ratſchlag auffgeſagt werden, das Chriſtus nit lengſt vorhyn hat geboten? . . . Auff das wir aber nit in ſo klarem liecht ſolcher Schriſt, vnd einigkeit viler fromer vnd gelehrter leute, vnſer eigen heil mit vndanck verſtoßen, vngewiſſen meinungen nachſolgen, vnd das zeugnis der gewiſſen warheit verlaſſen, Haben wir iezunder Gott dem allmechtigen zu lob vnd ehr, vnd gemeine eintracht aller Sachſiſchen kirchen in Cyembürgen nach anzeigung götlichen wort, zubeſtetigen, alles was bißher angenommen, vnd in vnſern kirchen menigklich gehalten iſt worden, in ſchriſten laſſen außgehen, Auff das hernach füglich verhindert werd ergebnis vnd ſpaltung der cerimonien, vnd nit ieder man nach ſeinem verſtand vnd gutduncken new getichte weyſe auffbringe . . . Dann es iſt nichts verderblichers, nach für Gott greulichers, denn vneinigkeit des glaubens, vnd fürwißige zanc oder zwitteracht . . .

Gleich wie man inn gärten ſtets iunge beumel pflanget, auff das man (wo die alten abgehen) andere an ire ſtat hab, Also haben auch vnſere groſßväter erſtlich von nöten geſcheyt, das die iugent zu gemeinem nutz erzogen, vnd der Gottesdienſt vnd chriſtlich ordnungen dadurch erhalten mögen werden. Derhalben hat man auch iberall ſchulen aus gemeinem koſten auffgericht, welche in langen vngnedigen zeiten durch nachleſſigkeit etlicher amptleut byßher ſchier gang gefallen ſein.

Das aber ſolches übel nit weiter zuneme, hat man nach zimlichem vermügen die iugent also verſorget, das inn Stetten nach zal der hauffen verordnet ſchulmeiſter vnd leerer gehalten, vnd die ſelbigen mit gmeiner beſoldung also verſorgt werden, das kein knab ſeines armuts halben von der ſchul außgeſchloſſen, ſonder on gelt daſelben mög lernen.

. . . Zum lezten ermanen wir alle gotts liebhaber, den ſolche ordnung beſchriben iſt, das ſie allein Gott fürchten, vnd geben im die ehr, vnd laſſen ſich etlicher menschen leſtern vnd verſolgen von ſeinem weg nit abwenden auff getichte meinungen der heuchler, welche ſich unterſtehen Gott dem herren wider ſeine gebot neue dienſt

auffzudringen, die er nit anſihet nach von iemand erfordert, denn er ſpricht ſelbſt, man diene imm vergebens mit menschen geboten. Darumb wil er, das wir imm allein vngeticht von ganzem herzen ſollen lieben. Wer in aber liebet, der wirdt ſeine wort halten, vnd wer ſeine wort helte, der wirdt den tod nit ſehen ewigklich, wie Chriſtus ſpricht.

Johannes Honterus

Recht iſt ein Gottesgeſchenk

Von Valentin Wagner

An die Weiſen und Fürſichtigen Herrn Bürgermeiſter, Richter und geſchworene Rathsmänner der ſächſiſchen Städte und Stühle, der Pflanzorte des Deutſchen Reichs in Siebenbürgen, Liedergruß zum Handbuch des bürgerlichen Rechtes.

Während rings umher der tobende Feind uns bedrängt
Und von des Krieges Sturm zittert des Nachbars Gebiet,
Schenke die Gnade, die nie erliſcht, des himmeliſchen Heilands
Uns des götlichen Worts Freiheit und Reinheit zurück.
Aus den Kirchen entflohn der Hölle teuflische Künſte
Und in erneutem Glanz ſtrahlet das götliche Licht,
Sieh, da ſorget Ihr bald voll treuen Sinns, daß den Städten
Werde der ſchirmende Wall, der im Geſetze beſteht,
Daß auch das Recht ſich im Geiſt des neuen Lebens ernene,
Unſerm Glauben nicht mehr drohend mit feindlichem Sinn,
Und die eine Kirche die ſieben Burgen umſchließe,
Ein gemeinſam Geſetz ſchüzend die Treuen erfren!
Denn das Geſetz, es iſt ein Gottesgeſchenk, das der Erde
Sterblichen Öhnen herab liebend der Himmel gereicht,
Darum findeſt du nie die Kunde, die heilige, des Rechtes,
Wo nicht der götliche Geiſt gerne die Wohnung gemacht . . .
Sondern die er erfüllt, die ordnen Geſetze und Rechte;
Daß ſie dem Menſchengeschlecht dienen zum Frommen und Heil.
Und doch vermag das Geſetz nie das ganze Leben zu faſſen,

Nimmer mit Worten erschöpfst du je die Fülle des Seins.
 Ist doch verschieden der Geist, verschieden die Sitte der Menschen;
 Daß nicht e i n e s es sei, fordert Natur vom Gesetz.
 Auch das Land wirkt ein, Zustände wirken und drängen;
 Einerlei Ordnung kann darum nicht überall sein . . .
 Du aber, der mit List umgeht die Gesetze, gedenke:
 Was der Mensch nicht sieht, sieht der allsehende Gott.
 Doch willst furchtlos du den Blick zum Himmel erheben,
 Daß des Herrn Gericht nie dich mit Bangen erfüllt,
 Freien Willens die Bahn stets wandle des Rechts und der Tugend,
 Und vor der Sünde flieh, welcher Gestalt sie auch sei . . .
 Laß denn, ich flehe zu dir, Gott, Siebenbürgen gesegnet
 Sein und dieses Gesetz fördern die Wohlfahrt des Volks!

Aus der Vorrede zu Honters Rechtsbuch 1544

Die Siebenbürger Sachsen als „Volk“

Von Friedrich Teutsch

Die Sachsen sind nicht als ein Ganzes in Siebenbürgen eingewandert, sondern in kleineren Gruppen, nicht einmal zur selben Zeit. Die Hauptmasse, die Bewohner der „Hermannstädter Provinz“, 1141—1161, die Bewohner des „Burzenlandes“ (die Gegend um Kronstadt) unter der Führung der Deutschen Ritter, 1211—1225, die Bewohner des „Nösnerlandes“ (um Bistritz) zum Teil vielleicht vor den Sachsen der Hermannstädter Provinz. Und nun ist das Entscheidende, daß diese einzelnen Gruppen, die mit dem König durch eigene Verträge zusammenhingen, politisch zu einem Ganzen zusammenwuchsen, zum dritten Landstand wurden, der auf den Landtagen als „deutsche Nation“ neben den beiden „ungarischen“ Nationen und viel häufiger gegen sie stand. Äußerer Zwang und freier Wille haben es zuwege gebracht.

Der Zusammenschluß lag in den Verhältnissen begründet. Die Einwanderer waren ja „in der Fremde“, im Waldland, wo die

Urkunden den Boden, der ihnen gegeben worden war, als „unbewohnt“ bezeichnen. Zur Notwendigkeit, sich vor den wilden Tieren zu schützen, kam bald die andere: vor feindlichen Menschen. Rumänen und Petschenegen durchstreiften das Land; im 13. Jahrhundert kamen die Mongolen, dann die Türken, die das ganze 15., 16. und 17. Jahrhundert Siebenbürgen heimsuchten, Jahrzehnte hindurch die Herren des Landes. Im 17. Jahrhundert kam dazu, daß man sich gegen den eigenen Fürsten verteidigen mußte; wo fast immer Not und Tod, Gewalt und Unrecht vor dem Tor lauerte, da konnte nur durch Zusammenschluß Recht und Leben gerettet werden.

Aber zum Zwang der Not kam der eigene Wille hinzu. Gerade in entscheidenden Augenblicken tritt die Überzeugung in Wort und Tat zutage, daß auf die innere Einigkeit alles ankomme und bei dem bekannten Eigenwillen der deutschen Natur es eine Forderung für den Bestand hier sei, den Einzelnen dem Ganzen dienstbar zu machen. Der Gedanke der Gemeinschaft, so oft auch die Meinungen auseinandergingen und Parteisucht und Zersplitterung dem Volke Wunden geschlagen haben, zuletzt hat jener Gedanke den Sieg davon getragen. „Dieweil die Einigkeit unseres Volkes nächst Gottes Providenz die einzige Ursache ist, daß unsere Nation gleichwohl noch stehet!“ — beschlossen sie nach der Mitte des 16. Jahrhunderts in Hermannstadt —, „daß einem Fremden kein Haus oder Grundstück zu kaufen frei sei“, denn „darin bestehet die Ein- und Reinigkeit unseres sächsischen Volkes, daß wir mit fremden Nationen unermischt bleiben, darob steif und fest halten“. Es ist bezeichnend, daß Dorf im Dialekt *de Gemin* = die Gemeinde heißt, in der der Einzelne außer dem Hof fast kein Privateigentum hatte, der erbenlos gebliebene Hof an die Gemeinde zurückfiel, die Marktgemeinschaft das Ganze zusammenhielt — der Bauer heißt in der Mundart *Gebauer* —; und für die Gesamtvertretung des Sachsenlandes fanden sie keinen besseren Namen als „Univerſität“, „die Gesamtheit“, der „Inbegriff aller Teile eines Ganzen“. Für diese in der Gesamtheit zusammengefaßten Teile fanden sie immer neue Klammern. Neben die politische Einheit trat die wirtschaft-

liche, indem frühe schon gleiches Maß und Gewicht geschaffen wurde, die Zünfte zur Landeszunft sich zusammenschlossen und zuletzt — eine Schickung Gottes — im Reformationsjahrhundert sämtliche sächsischen Gemeinden evangelisch wurden und die neue evangelische Kirche — wieder als die deutsche neben den „ungarischen“ (katholisch, reformiert und unitarisch) — die stärkste Klammer für die Sachsen wurde. Zuerst zusammengeführt durch das deutsche Volkstum, zusammengehalten durch das allmählich gleichgewordene Recht, mit denselben Freiheiten ausgestattet, in der gleichen Kirche, die, unabhängig vom Staat, ihre Angelegenheiten selbständig ordnete, zu dem gleichen Gott betend, geeint nicht am wenigsten durch die gleiche Mundart, die hier erst geschaffen wurde, so war die Kultureinheit vollendet und ein neuer deutscher Stamm in der Fremde entstanden.

Die Lehrer der wahren Freiheit

Zu einer Zeit, wo in dem Mutterlande das willenlose Volk sich einfach dem Gebote seiner Herrscher fügte und sich sogar vor jeder Laune derselben beugte, lebten in jenem „Lande jenseits des Waldes“ Deutsche mit Gemeindeverfassungen, die vielleicht freier als die der heutigen Londoner Bürger waren.

Wir finden bei uns, im Westen, Institutionen — auf die wir Engländer stolz sind —, die in Siebenbürgen als durch die Geburt erworbene Rechte betrachtet wurden zu einer Zeit, da uns eben diese Institutionen noch fehlten.

Den Deutschen verdankt das Volk, in dessen Mitte sie verschlagen wurden, mehr, als es ihnen je zu vergelten im Stande ist; denn diese Männer waren es, welche die Grundsätze wahrer Freiheit, an deren Segnungen heutzutage alle teilnehmen, eingeführt, bekanntgemacht und ohne Unterbrechung bis heute aufrecht erhalten haben. Hand in Hand mit der Freiheit achteten sie aber auch die Autorität des Gesetzes und beugten sich vor dessen Gewalt.

Der englische Schriftsteller Charles Boner, 1865

Zwar versicherte er den Rat und die Bürgerschaft, daß er bald wieder abziehen werde, aber nachdem er sich drei Tage hatte feiern lassen, zeigte er sein wahres Gesicht. Auf dem Landtage klagte er gegen die Stadt wegen Hochverrats, da sie sich angeblich mit seinen ermordeten Feinden gegen ihn verschworen habe. Falsche Zeugen beschworen dies, und der Landtag, zu dem man die Deutschen nicht

Lied auf Siebenbürgen

Von Otto Folberth

Glück dir, begrenztes Land,
Dir engem Raume in der Berge Bug!
Alles ringsum ist Rand und Wand,
An die uns harte Fessel schlug.
Hier wächst kein Fluß zum Strome
Und Ebenen ohne Seen
Und Städte ohne Dome
In deinem Ringe stehn.
In diesem Ringe barg sich oft
Ein stilles Zaubertum.
Wir haben es umsonst erhofft,
Das Salz ist worden dumm.
Das Salz der Erde bist du nicht
Und nicht die Angel der Welt,
Selbst deinen Völkern nie letztes Gericht
Und niemals der siegende Held.
Nicht breitest du Arme weit ins Meer —
Winde, wann braust ihr von fern?
Der Geist deiner Banner hängt schlaff und leer,
Du entrückter Stern im Stern.
Danke dir, freundliche Erde,
Danke deinem fruchtenden Schoß!
Der Nähe Wundergebärde
Entsteigt dir übergroß.

Im kühlen, morgenden Tag,
 Das Leuchten aus den Fächern
 Der Falter bunt im Hag,
 Das Schaukeln der Pappeln im Winde,
 Der Wildtaube girrer Laut,
 Hier ist mir, wie einem Kinde
 Zu Hause, alles vertraut.
 Hier knie ich tief im Acker
 Als Ahre, Strauch und Moh'n,
 Als Distel selbst triebe ich Blüten
 Und blieb' dieser Scholle Sohn.

Michael Weiß

Von Fritz Heinz Reimesch

Im Jahre 1608 wählten die Stände Siebenbürgens den kaum 18jährigen Gabriel Báthory, den Sprossen aus dem berühmten Haus, das sogar einen mächtigen König (Stephan, König von Polen) hervorgebracht hatte, zum Fürsten. Begabt, hochfliegende Pläne im Kopfe, dabei zügellos und von maßlosem Stolz und Ehrgeiz beherrscht, fing er sofort an, ein Blutregiment zu führen, vergendete die Steuern in Schwelgereien, schonte weder die Ehre der adligen noch bürgerlichen Frauen und schuf sich einen Haufen Feinde. Für Dezember 1610 hatte er den Landtag nach Hermannstadt einberufen. Mit List kam er am zweiten Adventsonntag, anfanglich vom Adel und den Szeklern in jeder Weise unterstützt, mit seinem ganzen Heer in die Stadt hinein, die nicht verpflichtet war, ihm mit bewaffneten Begleitern Einlaß zu gewähren.

Zwar versicherte er den Rat und die Bürgerschaft, daß er bald wieder abziehen werde, aber nachdem er sich drei Tage hatte feiern lassen, zeigte er sein wahres Gesicht. Auf dem Landtage klagte er gegen die Stadt wegen Hochverrats, da sie sich angeblich mit seinen ermordeten Feinden gegen ihn verschworen habe. Falsche Zeugen beschworen dies, und der Landtag, zu dem man die Deutschen nicht geladen hatte, beschloß, alle Bürger des Todes schuldig zu erklären.

Und nun begann ein Wüten, wie es die europäische Geschichte kaum kennt. Zwar hatte der Fürst gegen ein Lösegeld von 100.000 Gulden die Verurteilten wieder freigegeben, aber die gesamten Güter der Stadt versielen seiner Kasse, und die fürstlichen Söldner zogen wochenlang durch die Straßen, raubten und plünderten.

Nachdem der größere Teil der Bürger geflüchtet oder ermordet war — bloß den Handwerkern, die er brauchte, geschah wenig Schaden —, zog Báthory in die Walachei, um dort den Fürsten Radul Scherban zu bekriegen. Vorerst wollte er das größere und reichere, aber auch stärker bewehrte Kronstadt ebenfalls mit List einnehmen. Die Kronstädter gingen ihm nicht auf den Leim; sie hörten auf den Rat des Michael Weiß, der den Fürsten nur zu genau kannte.

Michael Weiß war am 13. Januar 1569 geboren, stand also im besten Mannesalter. Sein Geschlecht stammt aus dem Egerland, woher es um des Glaubens willen hatte flüchten müssen. Früh verwaisst, kam er als Siebzehnjähriger in den kaiserlichen Dienst und wurde für seinen Eifer und seine große Tüchtigkeit bereits im März 1589 als zwanzigjähriger Jüngling von Kaiser Rudolf in Prag zusammen mit seinen drei Brüdern und zwei Schwestern geadelt. Doch die Heimat zog ihn mächtig; er übersiedelte wieder nach Kronstadt, wo er die Tochter des Stadthannen heiratete, 1600 Ratsmann und 1608 Stadthann wurde. Große Sprachkenntnisse, diplomatisches Geschick, bei Verhandlungen mannhaftes Auftreten für das, was er für recht erkannt, machten ihn nicht nur der Stadt wertvoll, als deren Abgeordneter er die Landtage besuchte;

er wurde auch vom Kaiser und den siebenbürgischen Fürsten des öfteren als Gesandter an der Hohen Pforte und bei moldauischen Fürsten verwendet.

Weiß war dem hochbegabten Fürsten anfänglich wohl gesinnt, als er aber merkte, wohin dessen Leidenschaften trieben, wurde er sein entschiedenster Gegner.

Als der Vortrab des fürstlichen Heeres anlangte, ritt diesem ein Abgesandter der Stadt entgegen und brachte einen Brief an den Fürsten, in dem gemeldet wurde, daß der Rat und die Bürgerschaft beschloßen habe, des Fürsten unantastbare Person und seine persönlichen Begleiter, jedoch nicht die Truppe, in die Stadt einzulassen.

Mit fieberhaftem Eifer wurde die gesamte Bevölkerung in die Verteidigungsstellen gebracht, das Bergschloß besonders stark belegt und selbst Weiber und Kinder zum Waffendienst verpflichtet. Ein Bote gelangte über die Berge hinweg zum Fürsten Radul Scherban, der eine große Rechnung mit Báthory hatte, und bat dringend um Hilfe.

Báthory überfiel ergrimmt Dörfer und Vorstädte, plünderte und raubte nach Herzenslust. Ehe er sich aber versah, waren die Truppen Radul Scherbans über die Berge gestiegen, darunter 1900 polnische Panzerreiter, und griffen ihn, obwohl abgemattet und hungrig, sofort an, von der Stadt aus bestens unterstützt. Der Gegner war dreimal so stark und ausgeruht; die Walachen mußten zurückweichen; schon ließ man Sieg blasen, da stürmten die polnischen Panzerreiter in leuchtendem Glanze daher und überrannten das Heer Báthorys vollständig. Über 8000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde, und nur mit größter Mühe konnte Báthory dem Schicksal der Seinen entgehen. Der Jubel in Kronstadt war groß, aber der junge Fürst rächte sich entsetzlich an den Sachsen, indem er Hermannstadt noch mehr bedrängte und sämtliche Rats Herrn ermorden ließ. Leider gelang es nicht, Radul Scherban zu einer nachhaltigen Verfolgung zu überreden. Mit türkischer Hilfe rückte

Báthory vor Kronstadt. Weiß, der als Träger des Widerstandsgedankens anfänglich noch sehr gegen eine starke Gruppe zu kämpfen hatte, verstand es, den türkischen Pascha zum Abzug zu bewegen, worauf sich Báthory, zwar alles verheerend, wieder unverrichteter Sache nach Hermannstadt begeben mußte. Ein Landtag erklärte die Acht über Kronstadt und alle seine Helfer. Die festen Burgen um die Stadt fielen im Winter 1611/12 in die Hände des Feindes, Weiß sah sich im Kampf gegen den Wüterich allein und verlassen, denn der kaiserliche General kam ihm in diesem entscheidenden Zeitpunkt nicht zu Hilfe. Báthory rief das ganze Land zu den Waffen gegen die eine Stadt, in der der Kleinmut zu wachsen begann. Die Ratsmänner aber wählten Michael Weiß zum Stadtrichter.

Mit kraftvoller Hand erfaßte er das Steuer. Die Bürger wurden im Waffenhandwerk ausgebildet, selbst die Schüler des alten Gymnasiums, in zwei Fähnlein eingeteilt, hatten ihren Hauptmann. Man war auf das Schlimmste gefaßt. Noch aber wollte Michael Weiß es in Güte mit dem mit Heeresmacht nahenden Fürsten versuchen. Er schrieb ihm einen Brief, der uns erhalten ist:

„Einem ehemaligen Oberherrn, Gabriel Báthory, Fürsten von Siebenbürgen, Gruß und Dienst seines ehemals getreuen Dieners, so sie dem Dienst Gottes und dem Wohl des Vaterlandes nicht widerstreiten. Bin allezeit Ew. Gnaden wirklich getreuer Diener gewesen. Doch da sich Ew. Fürstl. Gnaden in maßloser Grausamkeit der Stadt entfremdet, laß mich mit nichts bekümmern, nunmehr Ew. Gnaden in jedem Geschäft offen zu schaden. Das ist meine Schuldigkeit, sintemal ich der Stadt gehöre, nicht mir selber. Daher bitte und flehe ich denn auch igt, Ew. Fürstl. Gnaden geruhen umzukehren und nicht zu Ihrem eigenen Schaden und Spott herüberzukommen. Gott weiß es und Ew. Gnaden werden es, falls Sie herüberkommen, selbst erfahren, daß Sie hier nichts ausrichten. Niemand kann sich Etwas nehmen, es sei ihm denn von Gott gegeben. Wollen Ew. Gnaden diesem Allen entgegenthun, so können wir nicht dafür, wir aber müssen uns an das halten, was uns

Gott und die Natur verliehen hat und Er. Gnaden können uns das nicht verdenken. Dein Glück, mein Fürst, fasse fest, es ist schlüpfrig. Halte Lust und Vergnügen im Zügel, so wird es leicht zu regieren sein. Wo keine Scham, keine Gerechtigkeit, keine Gottesfurcht, keine Zucht und Ehrbarkeit, da ist das Reich schwankend.“

Diese väterlich ermahnenden, aber auch stolz und unerbittlich auf dem Boden des Rechts fußenden Worte hatten bei dem Größenwahnsinnigen keinen Erfolg. Er rückte vor.

Nach mehrtägiger Belagerung eroberte er die Kirchenburg von Zeiden, die von Bauern und 35 Kronstädter Obergymnasiasten verteidigt wurde. Die jungen Studenten wurden sofort gehängt oder auf Pfähle gezogen. Auch die stolz auf uneinnehmbaren Felsen thronende Rosenauer Burg, die Törzburg, die Kirchenkastelle von Neustadt und Wolkendorf ergaben sich ihm.

Albermals zog der Fürst ab. Es war inzwischen Mai geworden. Er berief wiederum einen Landtag nach Hermannstadt, der Gesandte nach Kronstadt schickte: es solle sich ergeben. In der Schwarzen Kirche versammelte sich am 7. Juni 1612 die ganze Stadt. Mit Einstimmigkeit wurde die Unterwerfung abgelehnt.

Weiß hatte durch viel Geld den Parteigänger Báthorys, Andreas Gögi, der selber nach dem Fürstenhut strebte, gewonnen, zusammen mit 2000 Mann. Der Kaiser hatte Hilfe versprochen, ebenso der Sultan, dem das wüste Treiben des Fürsten zuwider geworden war. Während er in Saus und Braus Landtage hielt, eroberten die Kronstädter alle Burgen wieder, die sie verloren hatten, ja sie brachten den Truppen Báthorys, die im Gzeßlerlande standen, empfindliche Schlappen bei. Andreas Gögi war der Feldhauptmann.

Michael Weiß beobachtete den madjarischen Abtügen genau; er mißtraute ihm. Als am 8. Oktober 1612 das Heer Kronstadts ausrückte, um dem nahenden Fürsten in offener Feldschlacht zu begegnen, ritt Weiß als sein oberster Herr mit. 3000 Mann waren ausgezogen, davon etwa ein Drittel Bürger und 40 Studenten des Gymnasiums. Sie bildeten das Zentrum, die walachischen und

slavischen Hilfsvölker des Andreas Gögi die Flügel. Am Dienstag, den 16. Oktober, stießen sie auf den Feind. Ohne sich in den Kampf einzulassen, ergriffen die bezahlten Hilfsvölker mit ihrem Führer die Flucht; auf die Sachsen warfen sich die Reitergeschwader Báthorys von allen Seiten. An besonders gefährdeter Stelle stritten die Gymnasiasten, bis sie zusammengehauen waren. Als Weiß merkte, daß alles verloren sei, wandte auch er das Roß. In der Furt des Burzenflusses stürzte sein Pferd; die Feinde kamen heran; nach tapferer Gegenwehr fiel er.

Die Madjaren schlugen ihm das Haupt ab, brachten es dem Fürsten, der damit sein barbarisches Vergnügen trieb. Der Geist des Toten aber wirkte weiter. Die Bürger verteidigten die Stadt heldenhaft; sie wagten sogar neuerliche Ausfälle, die Báthory schweren Abbruch taten. Der Winter verging abermals, und ein neues, hartes Kriegsjahr brach an.

Kaiser und Sultan versuchten, den ungebärdigen Fürsten zum Frieden zu bewegen; als es mißlang, marschierten die Türken mit 30.000 Mann. Nun hatte aber auch das Volk genug. Am 27. Oktober 1613, ein Jahr nach dem Heldentode von Michael Weiß, wurde Báthory, so wie einst Belsazar, von seinen eigenen Knechten meuchlings erschlagen und auf offener Straße liegengelassen, wo man ihn fand und auf einem Leiterwagen in sein Stammschloß karrte.

Die Freude der Kronstädter über des Tyrannen Tod

Sie haben sich Báthorys tödlichen Abganges so sehr gefreut, daß sie dreimal mit allen Glocken zusammen geläutet, alle Büchsen in allen Türmen, Posteien und Thoren den ganzen Tag und Nacht abgeschossen und solch epicurisch, cyklopisch Gänleiben mit Fressen, Saufen, Tanzen, Springen und Jubilieren, daß es nicht Wunder gewesen, die Stadt hätte sollen versinken.

Aus der Chronik des Zeitgenossen Simon Nösner, 1634

Ein schlesischer Trompeter bereist um 1650 Siebenbürgen

. . . Es können nacher Siebenbürgen mit zwei, drei oder vier Personen, wie etwan die Handwerkspursch in Teutschland tun, reisen, sondern man reiset etwan jährlich etliche mal mit großer Gefährtschaft oder anderen marmaroschischen fünfzig Wägen hinein.

Ein sehr gefährlicher Weg ist diese Reise, theils wegen Türken, Raßen als Verräther, Martalosens als Christenverkäufer, wilden Thieren, als Bären, da in manchem Dorf alle Dächer mit Bärenköpfen, zum Zeichen, wie viel die Besitzer ein und andern Hauses Bären geschossen, theils wegen Adler, Kranichen, so gern nach dem Gesicht schießen, großen Falken, und nicht nur wilden, sondern auch einheimischen Schweinen, sonderlich wann sie im Herbst in der Mastung, da seynd die Hirten oft selbst ihres Lebens nicht sicher.

. . . Wir reiseten nun durch dieses wüste, doch Vieh- und Salzreiche Marmaroschy und kamen gegen die Beckler, also zu den Gränzen Siebenbürgens, wo mein Herr Graf großes Land, Schlösser, Dörfer und Güter, auch seine Frau Alt-Mutter, Ahne oder Großmutter hatte. Diese traf er auf einem so liederlichen und Knie tief im Dreck liegenden Dorf in einer großen niedern, voll Rauch erfüllten Stube an. Sie war gar schlecht bekleidet und schwarz wie eine Zigeunerin, wie ich dann nit anders vermeinte, als sie wäre eine. Es war große Freude ob ihrem ankommenden Herrn Enkel, den sie in Person noch nit gesehen. Sie hatte ihr Geschäft mit Knoblauch und Zwiebel zusammen binden und waren nit über fünf auch schlecht bekleidete Personen bei ihr; und ob wir wohl um Mittag hinkommen, mußten wir doch pariren und über Nacht bleiben, da sie dann gar heimliche Anstalt gemacht, daß durch einen befreundeten Landherrs mein Herr Graf mit zweihundert ansehnlicher Mannschaft zu Roß und zu Fuß empfangen und eingeholt wurde.

Die etwan etliche sechzig Jahre alte Frau Großmutter verlor sich unterwegs, und als wir in ein von Natur felsenvesttes Schloß eingeführt wurden, war die Frau Großmutter schon da, und vortreflich bekleidet, meinen Herrn mit freudig weinenden Augen zu empfangen, dessen wir uns sämmtlich solcher Verkleidung verwunderten. Jedermann hatte in die Hülle und Fülle zu leben, der Knoblauch mußte unter der gemeinen Purschenschaft ziemlich herhalten, wer einen auf die Spitz schlagen konnte, der thats. . . Also kam Simpler in Siebenbürgen . . .

Die Ochsen bleiben auch Winter und Sommer im Felde oder Wüsteneien, so sich auf die hundert Meil Wegs zwischen Ungarn, Siebenbürgen, Walachei, Moldau, Ukraine, Podolien und Polen belaufen soll, doch je und je ein fünfthalb häußriges Dörflein oder Weiler dazwischen, so etwan eine Tagreis Nachbarn seyn, haben ihre meiste Sach unter der Erden in Löchern stecken und seynd der Griechischen Religion zugethan, gehen gar schlecht bekleidet, nämlich sie tragen bis an den Nabel lange weite pluderärmliche Hemden, und bis auf die Knöchel lange offene weiße Säc, leinene Pluderhosen, auf die Sohlen ein rohes Stück Leder gebunden. . . ihre Geistlichen seynd eben andern Pöbel gleich in der Kleidung und Bauernverrichtung, und ist kein Unterschied und anderer Respect zwischen ihnen und den Gemeinen, als daß sie lesen und schreiben können, und lange Haar tragen, die Gemeinen hingegen beschoren sind. Ich sahe einmal auf die hundert Wägen Salz wegführen, da trieb der Diacon ebensowohl die Ochsen an seinem habenden Wagen, und geschah eben, daß der vordere Wagen mit den vorderen Rädern in Morast sank. Da rief der am allernächsten dem Diacono um Hülff und sprach: Diacone he, by tunessu! Das hieß: Diacone, hilf mir aus dem Dreck! Der kam gleich und half ihm, und bedeckte sich ziemlicher maßen, das er weniger als nichts achtete.

. . . Ich marschirte nun mit meinem Landherrs ziemlicher maßen im Beckler Lande, Walachei und Siebenbürgen herum, und bekam wieder einen neuen Namen, als wie die Siebenbürger zu

thun pflegen, und alle Deutschen, welche nit nach ihrer Sächsischen natürlichen Hammler Sprach reden, Moser heißen. Also hieß man nicht auch insgeheim den Moser, das ist: Hochdeutscher.

Es ist aber das Siebenbürger Land ein vortrefflich Volk-, Vieh-, Gold-, Silber- und anderer Metall-, Salz- und Fisch- und auch Wildpret-, Frucht- und Honigreiches Land, hat schöne Städte, so meist Sächsisch und Lutherisch, sonderlich die Hauptstadt Hermannstadt ist die größte und schönste, gleichet Breslau in Schlesien, oder Wien in Oesterreich, in der Schöne und Größe. Auch ist da ein stattlich Gymnasium, desgleichen zu Cronstadt.

... „Die Zigeuner“ tragen von keiner schlechten Materia Kleider, die sie als alte abgetragene Fegen von Edelleuten erkauffen oder erbetteln. Sie heirathen schon im zwölften und fünfzehnten Jahr, gehen fast nackend, bis sie sich verheirathen, binden ein weiß oder gefärbtes Tuch, einem Lailach gleichend, mit zwei Zipfeln zusammen, hängens ihnen am Hals, bedecken damit das Hinterteil, und vornen sind sie nackend, damit man auch sehen kann ejus generis sie seyn, tragen lange Haar.

Aus dem „Ungarischen Simplizissimus“, 1683

Das war nicht ich

Von Alfred Roth

Das war nicht ich, der jetzt so fröhlich lachte!
Das war mein Urahn fern am Rheinststrand,
Der jeden Werktag sich zum Festtag machte.

Doch der dich wegriß eifersuchtentbrannt,
War jener Ahn, der seinen Freund erschlug
Um eine Dirn im heißen Ungarland.

Und der dann so besonnen sprach und klug,
Mein Urohm war's, der vor dreihundert Jahren
Dem grimmen Feind die Stadtorfschlüssel trug.

Und dessen Mund jetzt Pfeile jäh entfahren,
Mein Vater ist es, dem sein Stolz verbot,
Beim Spott des Mächt'gern seinen Spott zu sparen.

Ich bin nicht ich, — ich hör ein fremd Gebot
Geheimnißvoll in meines Herzens Pochen . . .
Denn alle meine Ahnen sind nicht tot,
Ich trag sie stets mit mir in Blut und Knochen.

Kleine Stadtbilder anno 1690

Bistritz. Ist eine schöne Stadt / und zwar die dritte / unter den Sieben Teutschen vornehmen Städten in Siebenbürgen / mit Mauern / Thürnen / und Wasser-Gräben / wohl besetzt / und mit seinen Häusern / einer schönen Kirchen / und anderen Gebäuden / ziemlich geziert. Die Einwohner reden da unter allen Städten am besten Teutsch. Sie können auch fast alle Ungarisch / und Wallachisch; und fleust das Wasser Bistritz / neben sonst einem Bächlein / dadurch. Das Land herum trägt Wein / so auff den Hügeln / die die Ebne eines sehr weiten Thals / drauff die Stadt liegt / beyderseits umgeben / wächst; aber die Luft / und das Wasser / seyn nicht zum besten; wie dann auch derentwegen es allhier viel Kröpfichte / taube / stumme / und narische Leute unter dem gemeinen Volcke giebet.

Hermannstadt. Dieses ist die Hauptstadt in Siebenbürgen / auch die vornehmste / größte und schönste unter den sieben Teutschen / wie ingleichen allen Städten dieses Landes / so in einer Ebne / von den Bergen und Wäldern abgesondert / erbaut / mit starken Mauern / Bollwerken / Basteyen / Wassergräben / Thürnen / und dergleichen besetzt / mit Zeughäusern / Geschütz und Munition wohl versehen; (wie sie dann stetigs in ihrer Bestellung 1000 Hacken-Schützen hat zu Fuß) mit vielen Pfützen / Teichen und Weyern weit umgeben / inwendig aber mit schönen

Gebäuen / Brünnen und lustigen durchfließenden Bächlein gezieret; Hiergegen ist die Luft da ungesund / und giebt es viel contracte Leute. Sie ist mit Teutschen besetzt / die weder Ungarn noch Walachen in das Bürger-Recht einkommen lassen. Im Inneren Rath sitzen 12 Personen / und im Außern hundert / welche alle / wann sie zu den Heiligen Weyenachten neue Richter wehlen / gefütterte Füchlene oder Wölffene Ungarische Schauben oder Röcke antragen müssen. Das Geträid und allerley essende Speise ist da wohlfeil. So ist auch der Wein / obwohl er da nicht gebauet wird, nicht theuer / aber falchicht. Herrliches Wasser hat man allhier.

C r o n s t a d t. Ist eine aus den Sächsischen Städten in Siebenbürgen / lustig / mit Mauren / Gräben / und Thürnen / ziemlich starck umbfangen / inwendig hat es feine steinerne Häuser / große Kirchen / und eine gute Schul / und zu solcher eine stattliche Bibliothek . . . Wird von lauter Teutschen bewohnet . . . Es ist da wohlfeil zu zehren / hat aber keinen Weinwachs / das Wasser ist dagegen gut. Man machet allhier Tuch / und insonderheit die schönsten Ungarischen Weiber-Stiefel / von rothem Carmafin Leder. Es liegt zwischen ganz lustigen Bergen. Die Dächer seyn meistens von Schindeln. Es lauffen durch die Gassen / die Unsauberkeit dadurch hinweg zu nehmen / Bächlein. Es hat drey große Vorstädte / deren eine die Bulgarn / die andere die Hungarn / und die dritte die Sachsen und Zäckler / bewohnen. Man verkaufft da viel Ungarische Waaren / auch Geträid / und Flachs / und ist diese Stadt gleichsam eine Scheuer / oder Kornstadel der benachbarten Völker . . . Wird vor die Volkreichste Stadt in Siebenbürgen gehalten / dahin die Zäckler / Wallachen / Armenier / und Griechen kommen / und handeln. Sie ist auch nicht leichtlich durch Belägerung zu erobern.

M e d w e s c h. Ist eine aus den Teutschen Städten in Siebenbürgen / zwar nicht groß / aber ziemlich fest / an der großen Rochel oder Kykelless gelegen. Ist ein langweilliger Ort / deren Inwohner Feld- und Weinbau haben / wiewohl der Wein nicht

Tore hinaus. Und im Rücken der Morgen.
Tore hinaus — Bruder, nun lach!
Leichter dröhnen die Räder nach Norden.
Und die Säcke bauchen sich stumm.

Liegt dir noch türkischer Staub im Haare?
Kürzer der Blick, und die Felder voll Wald.
Spielte nicht Wind in die strähnigen Haare,
sie hörten die Tannen wachsen am Weg.

Treibe die Pferde! Wir kennen die Straße.
Klirr wieder mein Herz, der Koller ist eng.
Tore hinein! Laß dröhnen die Räder!
Ist unser Tor, laß dröhnen die Räder!
Hebe die Frauen! Birg den Schatz!

Vom Bürgerrecht

Wieweil die Einigkeit unsres Volkes nächst Gottes Providenz die einzige Ursache ist, daß nach so vielen Staats-Veränderungen unsere Nation gleich wohl noch stehet, dargegen da man uneinig gewesen, wie dessen Trauer Exempel zu Clausenburg zu sehen, man nicht allein die Einigkeit des Glaubens verlohren, sondern gar von der Nation völlig hinweggerissen worden: so soll jeder darob seyn, daß die Indigenä oder bürgerliche Landsassen von denen Advenis und Fremden wohl distinguiert werden. Soll also Niemand für einen Bürger geachtet werden, er sey den öffentlich bey der Mark Zahlung in das Register der Bürger immatriculiert und hat das Bürgerrecht und Indigenat ohne weitere Special Vergünstigung niemand als eines gesetzten Schäßburger Bürgers sein in einem reinen Ehette gezeigtes leibl. Kind sowohl Mann als weiblichen Geschlechtes. Fremde aus fremden Staaten oder Ländern sollen um das Jus Indigenatus gebührend anhalten und was siebenbürgische Teutschen von dem Königs Boden aus der Sächsisch

Stadt und Stühlen seyn, wenn sie ihr ehrliches Teutsches Herkommen haben und erweisen, gegen Bezahlung eines Bürger-Geldes nach Proportion des Vermögens angenommen, dargegen keine Leibeigene, wenn sie gleich Sachsen von Geblüth wären, noch weniger Unterteutsche Nations Verwandten als Kassen, Wallachen, Winden, Kroaten, Böhmen, Spanier, Franzosen u. dgl. zum Bürgerrecht und Indigenat gelassen werden, es hätte denn die ganze Respublique eine sonderbare Nothdurff jemanden aus einem fremden Lande oder Nation Verstandes und Geschicklichkeit freyer und andrer Kunst halber auf und anzunehmen . . . und besteht hauptsächlich hierinnen die privilegierte Unitas populi oder Ein- und Reingigkeit des sächsischen Volks, daß wir mit fremden Nationen unvermischt bleiben, darob steif und fest halten . . .

Aus der Schäßburger Stadtordnung

Alte Volksdichtung

Kleiderfreude

Em kufft mer ug en Kirschen
za em Treppreiß;
drangder geng ech schofelen,
drangder geng ech schofelen
wä e gäldän Reiß.

Em kufft mer ug en Mankel
za er Morjegof;
drangder geng ech schofelen,
drangder geng ech schofelen
wä en gäldän Dok.

Das Waisenmädchen

Hiescher Medchen bän ich,
wesehe, backen kan ich,
Fliderfronsen dron ich,
af der Gas gon ich,
wi mich setz, di wil mich —
doch nichen Datwel nit mich,
dän en Wiese bän ich!

Schönes Mädchen bin ich,
Waschen, backen kann ich,
Flatterbändchen trag ich,
Auf der Gasse geh ich,
Wer mich sieht, der liebt mich,
Doch kein Teufel nimmt mich,
Denn eine Waise bin ich.

Uebersetzen von Wilhelm Schuster

Trinklied

Ach da haerzer Weinjeschmack!
Deinjentwieje gon ich nack.

Deinjentwieje gon ich barbes,
deinjentwieje legden ich Hanger.

Da salt mir noch net entwechen,
mer sil ich der um Kläpeltche noschlechen.

Das Spiel

Als ich ein winzig Mädchen war,
spielt ich mit den Jungen.

Da ich ein Stücklein größer war,
kamen sie gesprungen.

Wie ich ging zum Abendrecht,
spielt ich mit dem schönsten Knecht.

Uehertragen von Heinrich Zillich

Das Rosenlager

Es wollt ein Mädchen gar früh aufstehn
und wollt gar früh um Rosen gehn.

Da traf es zwei Burschen, weiß angetan.
Der erste, der hieß es stille stahn.

Der zweite faßte sie an der Hand.
Er führte sie hin, wo sie Rosen fand.

Er führte sie unter der Linde Gezweig.
Da war ein Bett, mit Rosen bestreut.

Sie lagen dort die ganze lange Nacht.
Nicht eins hat an den Mörgeu gedacht.

„Ach, hätt ich den Schlüssel, der den Tag aufschließt,
ich will ihn werfen ins Meer, wo's am tiefsten fließt!“

Uebersagen von Heinrich Zilleh

Das wild Vögelein

Et saß e Eli wält Vigelchen
af enem graenen Naestchen.
Et sang de ganz Wänsternocht,
De Stämm dä moßt em klänjen.

„Sänj ta mer mi, sänj ta mer mi,
ta klenet, wäldet Vigelchen!
Ich wäll der schreiwon af deinje Flijel
mät gielem Guld uch graener Sekt.“

„Halt ta de Guld, halt ta deinj Sekt,
ech wäll der nemmi sänjen;
ech hän e Eli wält Vigelchen,
unt nemmest ka mich zwänjen.“

„Gant ta ernow am deson Duof,
der Reif wirt dech uch dräcken.“

„Dräckt mech der Reif, der Reif äs kalt,
Frae Gant wirt mech erkwäcken.“

Malers Hannes

Nachts um neun, beim lichten Mondenschein,
als der Maler Hannes die Gasse ging hinein —

Er ging, er ging bis vor das lederne Tor.
Da dreht sich eine schöne junge Frau hervor.

„Euer junger Mann, euer junger Mann ist gewiß
nicht daheim,
da Ihr auf der Gasse jetzt steht ganz allein.“
Sie griffen sich bei schneeweißer Hand
und führten sich die Treppen hinauf an leiser Wand.

*

Es reichte an keine halbe Viertelstund,
daß der Maler Hannes gefangen stund.
„Herr Königsrichter, Herr Bürgermeister, erweist mir
Gnad,
als Schenkung will ich malen den ganzen Rat!“

*

Auf der Wiese, auf der Wiese, auf der Kleinen Erd,
da glänzt dem Maler Hannes das bloße Schwert.
„Han zu! Han zu! Du zigeunischer Hund!
Nun nimmer laß dichs reuen, mein stolzer Mund!“

Uebersetzen von Heinrich Zöllner

Die Rache

Er ritt bergauf, er ritt bergab,
bis er sie an einem Brunnen traf.
Guten Tag, guten Tag, ihr lieben Herrn,
jetzt wollte ich mit euch reden gern.
Was hat euch mein Frau und Kind getan,
daß ihr sie mir habt niedergeschlan?
Was hat euch die Unschuld zugefügt,
daß sie nun scheintot am Boden liegt?
Den einen stach er vom Roß herab,
dem andern schlug er das Haupt herab.
Den dritten spaltet er wie einen Fisch,
der vierte lief in das grüne Gebüsch.

Er e n g b e f t i m m u n g u n d u r d f e l l i c h u n g. Corset die
Kropfbreiter vom Gemeindevor aus schiessen könnten, sollte ihr Ge-
biet reichen; so ward es einst bei einem Gatterstreit beschossen. Also
schickten sie ihre Knechte in den Wald, eine Bogenstange zu holen.
Die Burschen fielen einem jungen Schützenbaum, machten daraus
den Bogen und spannten ihn am Tage der Gemtscheidung mit der
einen Strickle. Da sah man den Pfeil, wie er die Walzmengde, die
Gelber und die Kofel überfiel und immer noch nicht sinken wollte.

aus allen Seiten

Nachzählungen von Herman Roth

Ihre Knechtchen, bringt her den Mein vor meine Thür!
Geheden will ich aus der Welt,
fahren will ich zu den Freien.
Wie die Wöden ihren Schall verloren,
so vergaß ich meine Freud mit allem Fleiß.
Dort lag der Zeit schneeweiß und gelb.
Wohin verschwareten sie mich? — in die kühl Fre;
Die trugen mich fort aus Vaters Haus —
wie kam der Tod und hob mich auf?
er getrach mit alle meine Wlieber;
Wie kam der Tod? Er brach mich nieder,

Der Tod

Er ist dahin mit frischem Mut,
so begabst man den Feinden gut.
Nicht einer wollte da bleiben stehn,
nicht einer wollte Liebe stehn.

Endlich neigte er sich weit auf dem linken Ufer. Seitdem treiben die Propstsdorfer ihr Vieh über das Wasser.

Das Türmchen auf der Steilau. Die Türken gedachten wieder einmal Schäßburg zu erobern, allein die Bürger waren auf der Hnt. Kaum traten die Feinde, voran der Pascha auf seinem Elefanten, über die Kuppe der Steilau, da blitzte es vom Goldschmiedthurm, und vom hohen Sitz sank ein toter Pascha. Im selben Augenblick machten die Schäßburger einen Ausfall und siegten. Darnach begruben sie den Pascha auf dem Elefanten sitzend, wo er gefallen war, und bauten darüber ein Türmchen, das heute noch steht.

Der gehörnte Pfarrer. Die Latern schleppten oft Tausende in die Sklaverei, darunter einmal um 1658 den Pfarrer von Galt. Als Jahre später freigelassene Sachsen der Heimat zuzogen, hörten sie noch in der Türkei vom Feld her ein heimisches Kirchenlied. Wie sie näher traten, war es der Pfarrer, der singend arbeitete. Ach, in welchem Zustand! Seine Peiniger hatten ihm Hörner in den Kopf gebrannt. Und als ihn die Landsleute bestürmten, mit ihnen zu fliehen, wehrte er ab. Er wollte seine Mißgestalt dem Spott nicht preisgeben, ließ die Glücklicheren ziehen und blieb im Barbarenland.

Armer Tater! Als die Latern auf Weißkirch zogen, floh alles in die Kirchenburg. Nur eine geizige, bitterböse Frau, gierig, noch etliches zusammenzuscharren, verspätete sich; da waren die Latern schon da, und einer zerrte sie mit sich fort. Ihr Ehegemahl sah es vom Wehrgang und rief lachend: „Armer Tater, te host dich bekun!“ Als die Horde abgezogen war, saß der lachende Witwer in seinem Hof, aß Palukes und sagte mitunter: „Armer, ormer Tater!“ Da fliegt die Thür auf. Die Frau tritt ein! Sie hatte sich retten können. Und fortan murmelte der Mann hübsch leise durch die Zähne: „Glender Tater! Glender Tater!“

Karl XII. in Reps. Als Karl XII. 1714 durch Reps zog, bewirtete ihn der Ort für 250 Gulden, und der Heimfliehende

nahm dort das Abendmahl. Nachdem er beim Pfarrer Figuli gegessen, fand man unter seinem Teller einen Zettel, von seiner Hand beschrieben: „Beten Sie für den unglücklichen König von Schweden!“

Ein siebenbürgischer Pfarrer als Rebell. Der Heltaner Pfarrer Kapini zog um 1512 nach Wien, wurde Universitätsprofessor und nach dem Tode des Kaisers Maximilian, als die Bevölkerung gegen die Vorrechte des Adels eine große Bewegung wagte, Bürgermeister und Rufer im Streit. Der spätere Kaiser Ferdinand schlug den Aufruhr nieder. Die Neuerer standen auf dem Richtplatz. Keiner hat um Gnade. So wurden sie alle, darunter Kapini, 1522 geköpft. Ein anderer Kapini, der Kronstädter Deputierte Karl Maager, trat Jahrhunderte später im Reichsrat zu Wien 1860 ebenfalls unter dem Jubel der Bevölkerung für eine Verfassung ein; es waren mildere Zeiten. Er verlor den Kopf nicht. Seine Anhänger setzten sich vielmehr auf den ihren den „Maagerhut“ auf, eine Nachbildung des feinen, der zur großen Mode der Liberalen wurde.

Die Coetisten. Seit vielen Jahrhunderten besteht an den siebenbürgisch-deutschen Gymnasien eine Schülerverbindung, der Coetus, ein Bund zur Selbstverwaltung der „Studenten“, der als Abbild der Freischaft des ganzen Volksstammes von der Liebe der Bevölkerung und der Romantik eines frohen Burschenlebens bis in unsere Zeit beglänzt war. Freilich sind die Coetisten nicht immer sanfte Jünglinge gewesen. Die Chroniken melden oft von Aufruhr und Strafen, so zum Beispiel, wenn die Kronstädter „Studenten“ breite Hüte tragen wollten, was ihnen der Rat erst nach mancher Erwägung verstattete. In Hermannstadt kam es mehrfach zu wilden Kämpfen zwischen Schülern und kaiserlichen Soldaten. Absonderliche Zustände spiegelt die Bistritzer Schulmatrikel 1721, als sie den Tod des Georgius Groß meldet, der 53 Jahre lang die Schule besuchte und davon 36 Jahre hindurch Präsekt des Coetus war. Als Rákóczi Hermannstadt belagerte, fochten die 145 Studenten mit ihrem Rektor, dem nachmaligen Bischof Haas, stets an

der gefährlichsten Stelle, und sie versahen 1717 während der Pestzeit mutig den Leichendienst, weswegen sie mit Wein und Geld beschenkt wurden. Die vierzig Kronstädter Studenten, die mit Michael Weiß am 16. Oktober 1612 bei Marienburg gegen Gabriel Báthory kämpften, fielen bis auf einen, und als dreihundert Jahre später alle Goetisten des Landes dort zusammenkamen, um das den Helden gesetzte Denkmal einzuweihen, da dunkelte schon die Blutwolke zweier Weltkriege auf, die auf dieser fröhlichen Jugend grausam niederging.

Die Kronstädter Baßgeige

Ein Reisender, der vieler Herren Länder gesehen, kam einst nach Kronstadt. Die Kronstädter, wie sie noch jetzt stolz darauf sind, die größte Stadt, die größte Kirche, das tenerste Stadttor, die größte Glocke, die größte Orgel, das größte usw. zu besitzen, hatten damals noch mehr Grund, sich in die Brust zu werfen; denn sie besaßen die größte Baßgeige auf Erden. So eilte denn unser Held natürlich hin, um auch dieses Weltwunder, von dem er schon viel gehört, zu begaffen. Die Baßgeige aber lag auf einem Gestell, so daß man eine Leiter besteigen mußte, um durch die Schalllöcher auf den Boden zu blicken. Man warnte den Fremden, der ein Schneider war, vergebens, sich der Gefahr auszusetzen, da er gar leicht in den Geigenabgrund fallen könne. „Was!“ sprach er trotzig, „ich habe andere Schrecknisse überstanden zu Wasser und zu Lande!“ Und mit ungeheurer Verwogenheit stieg er hinauf und guckte hinein. Aber, o Jammer und Schreck! er stolperte und purzelte in die Baßgeige. Zwei Jahre stürzte er, bis er den Boden erreichte, und wäre schmachlich Hungers gestorben, hätte er nicht eine List eronnen. Es fiel ihm ein, Wind zu machen, was er als Reisender vortrefflich verstand. Darüber erhob sich großer Staub in der Geige, und auch eine Flaumfeder stieg in die Höhe. Auf diese sprang der Schneider im Nu und lenkte sie so, daß er dicht ans Schallloch segelte und mit

kühnem Sprung die Leiter erreichte. Und das war gut; denn wäre ihm dies nicht geglückt, so hätte ihn die Flaumfeder bis in die Wolken oder gar bis in den Himmel getragen, nach welchem er vor der Hand noch keine Sehnsucht empfand.

Volkssage

Städtisches Leben vor 300 Jahren

In Kronstadt: Anno 1613 die 1. Aprilis ließ ich einen Palaken, so ein Stück Leibent (Leinwand) gestohlen, rechtschaffen abprügeln und dennoch von der Stadt jagen.

Die 16. Aprilis hat man den Zacharyssen Georgh von Brändorf enthauptet (wegen Ehebruch). Diesmal bin ich erstmal mit in Krey (zur Hinrichtung) gegangen. Das Weiß aber ist ertränket worden. Hab aber an dieser Frauen ein starken, festen Glauben erfahren. Gott sei ihr gnädig.

Die 7. Julii hat Johannes Hermanus, ein Goldschmiedgesell, mit des Crestel Igels Tochter Hochzeit. Den andern Tag aber, als den 8., hat man ihr in der Vesper ihren ersten Sohn getauft. Das war mir aber von einem Goldschmiedgesellen ein rechtschaffen Meisterstück! Trog aber (dem) der es ihm nachtuet!

Ein Schuster in seiner Drunkenheit den Herrn Richter sehr sampt dem ganzen Rat gelästert. Und da der Herr Richter ihn will sehen lassen, hat er des Führsichtig Weisen Herrn Richters Jungen und einen Maurerknecht mit dem Messer gestochen. Ist dieser Schuster durch große Bitt und Erbarmung 3 kleiner Kinder, dennoch auch, daß er vor diesem Fall ehrbarlich gelebet, begnadet worden. Welches zwar ein überaus große Gnad wider all Verhoffen gewesen, doch mit dieser Condition, daß er ein ganz Jahr zwischen den Roben (Gefangenen) sollt in Eisen gehen.

Albermal auf die Jagd. Ich hab mich an einem Fuchs rechtschaffen gepflaget, bis ich ihn bekommen und dieser hat rechtschaffen geheißt: hovy Rawaz a Koka de megis rawazab az ky meg

fogya. (Madjarisch: Schlau ist der Fuchs, aber noch schlauer ist der, der ihn fängt.)

Diesen Abend (31. Dez. 1613) hab ich meinen Jungen zum Valet dieses Jahrs rechtschaffen abgeschmiert (verprügelt), denn er hat es wohl verdienet.

Ist im Herrn verschieden Herr Crestell Benckner der Hundertmannschaft ihr Vormund oder Wortmann. Gott sei ihm gnädig! Mein Tag hab ich einen Menschen mit erfunden, der die Roß, Hund, Vögel, item Gejäg, Spielen und Trinken lieber gehabt hätt. Derowegen der guet Herr Brueder auch vor der Zeit hat faulen muessen (27. Februar 1615).

Die 22. Junii 1615. Sein mir sampt unsern Weibern in der Glascheur (beim Gespreng) gewesen. Hat den ganzen Tag über geregnet. Unsere Weiber sein das Regenhalb auf den Arschten hierunter kommen, mit großen Freuden.

Die 11. Augustii. Binn ich mit dem Herrn Honn samt unsern Weibern in die Heuwies. Sein diesen Abend nach Helzdörff. Der Herr Honn aber war rechtschaffen über die Maßen lustig. Nach Haus, fangt einen Hasen.

Die 8. Martii 1616 Hora 5 des Morgends ziehet Fürstliche Gnaden (Bethlen) von Cronstadt weg, fröhlich mit Trometenblösen. Zoge also die ganze Altstadt durch, mit dem Klang der Trometen und Geschoß fröhlich hindurch. Gott sei gedankt! Denn obs schon sehr schwer zugging, und forchten beiderseits.

Die 2. Februarii 1617. In der Comoedia von der Annabella und König Ferario; dann auch sein Sohn Liberio. Werden Einem Ehrsamem Weisen Rat beide Comoedias agiert; ging rechtschaffen toll zue.

Aus der Chronik des Kronstädter Rats Herrn Andreas Hegyes

Die 23. Novembris 1656 ist Georg Kleinhauptig Torhüter enthauptet worden, weil er mit der Epitalspfarrerin Ehebruch getrieben. Die 17. Junii 1657 wird die Epitals-Pfarrerin aus dem Banne in der Kirche erlöset.

1658 bringen die Tartaren viele von sonst geraubte Leute, Ungern, Walachen und Sachsen nach Tartlau und stellen sie beim Croner Thore zum Verkaufe aus. Die Kinder unter 2 bis 3 Jahren wurden umb 2 bis 3 Taler und die großen und starken Leute umb 10 Taler verkauft, und alles was nicht verkauft werden konnte, wurde niedergehauen und an Ort und Stelle verscharret. Es konnten aber wegen dem großen Geldmangel und aus Erbarmen kaum die sächsischen Seelen abgekauft und gerettet werden.

Raußische Familienchronik

In Hermannstadt: 10. 7. 1610. Ein Bär kommt in die Saggasse und wird dort erschlagen. — 10. 12. Fürst Gabriel Bathori kommt mit einer Heeresmacht von 20.000 Mann in die Stadt. — 18. 12. Der Fürst hält Landtag ab, auf dem er Hermannstadt des Hochverrates beschuldigt und zu 50.000 Gulden Buße verurteilt. — 17. 9. Bathori läßt den Bürgern alle Waffen abnehmen. — 13. 12. Der Fürst fordert die Schlüssel der Stadttore ab. — 20. 12. das Rathaus wird geplündert. — 22. 12. Bathori läßt die Mitglieder des Magistrates und Komunität ins Gefängnis werfen. Er verbannt die Bürger aus der Stadt. — Sehr kalter Winter.

1611. Bathori verläßt die Stadt, in der eine starke Besatzung zurückbleibt. Im April kehrt der Fürst zurück. — 23. 4. Landtag. — 7. 6. Der Fürst zieht ins Burzenland. — 9. 7. Bathori fordert nach seiner Rückkehr 100.000 Gulden von der Stadt. — 1. 8. Der Wojwod der Walachei Radul Scherban belagert vergeblich die Stadt. — 26. 12. Bathori verläßt die Stadt.

1612. Im Mai kehrt der Fürst zurück. — 15. 5. Landtag. — Der Kopf des bei Marienburg gefallenen Kronstädter Stadtrichters Michael Weiß wird in die Stadt gebracht und in der Krypta der Klosterkirche begraben. — In der Druckerei des Paulus Wolff erscheint der „Neue Almanach“.

1613. 1. 5. Landtag. — 13. 1. Gesandte des Kaisers und des Sultans kommen zu Bathori. Im Oktober verläßt Bathori mit

seinem ganzen Gefolge die Stadt. — 3. 11. Fürst Gabriel Bethlen mit Gefolge kommt zur Überwinterung in die Stadt.

1614. In der Stadt sind nur mehr 53 Hauswirte. Die vertriebenen Bürger kehren allmählich zurück. — 18. 2. Fürst Bethlen stellt die Schlüssel der Stadttore zurück und zieht nach Weissenburg. — 20. 4. Unter großem Jubel findet die Beamtenwahl statt.

1675. 9. 2. Zwei Hexen werden verbrannt. — 29. 7. Abermals werden zwei Hexen verbrannt. — 25. 10. wird eine Frau, die Unzucht mit einem Studenten getrieben hat, enthauptet, der Student aus der Stadt verbannt. — Von August bis Oktober tritt eine Krankheit, der Blutfluß, epidemisch auf.

1676. Das Chor der Stadtpfarrkirche wird himmelblau mit goldenen Sternen ausgemalt, das Kirchenschiff weiß getüncht. — Wird vom Magistrat der Dienstbotenlohn für das Gesinde bestimmt. — 18. 10. Vor der Kirchentüre werden auf Befehl des Magistrates den Mädchen die zu hohen Borten abgenommen.

1677. Die neue Kleiderordnung wird bekannt gemacht. — 15. 11. Im Schneiderteich wird eine Heze geschwemmt. Wie die zahlreichen Zuschauer in die Stadt zurückkehren, bricht unter ihrer Last die Brücke bei dem Leichentürchen zusammen, ohne daß dadurch jemand zu Schaden kommt.

1686. Ein Abgesandter des kaiserlichen Generals Karaffa kommt in die Stadt. — 6. 6. Abermals kommt ein Gesandter des Generals in die Stadt. — 2. 7. Ein polnischer Gesandter mit 400 Mann will in die Stadt, doch bleiben ihm die Tore verschlossen. — 6. 7. Die Bürger gehen als Wachen auf die Bastionen. — 8. 7. Der kaiserliche General Scharffenberg mit seiner Armee lagert vor der Stadt. — 13. 7. Die Bürgerwachen werden von den Bastionen zurückgezogen. — 31. 7. Ein türkischer Gesandter kommt in die Stadt. — 1. 8. Kommt ein Gesandter des Kaisers. — 27. 8. Fürst Apafi und Gefolge verlassen die Stadt.

1687. 8. 2. Der kaiserliche General Karaffa mit seinen Truppen ziehen in die Stadt ein. Der General läßt das schwere Ge-

schütz in die Stadt bringen und auf dem großen Ring den Galgen aufstellen. — 28. 7. Das baufällige Burgertor wird abgerissen und neu aufgebaut. — 26. 8. Der Bliß schlägt in die Stadtpfarrkirche und beschädigt die große Orgel. — 23. 10. Fürst M. Apafi und Gefolge kommen in die Stadt und bleiben hier bis 29. 10. — 30. 10. General Scharffenberg mit zwei Infanterie- und einem Kavallerie-Regiment zieht in die Stadt ein.

1692. Die Stadt wird Landeshauptstadt mit dem Sitz des Landesguberniums. Komes Valentin Frank von Frankenstein und Bürgermeister Christian Reichhard werden zu Gubernialräten ernannt. Die Jesuiten errichten eine Schule. — 18. 3. Der Landtag wird zum erstenmal im Namen des Kaisers durch den kommandierenden General Graf Veterani eröffnet. — 3. 6. Der Leichnam einer Selbstmörderin wird verbrannt.

Aus: Emil Sigerus, Chronik der Stadt Hermannstadt

Die alten Nachbarschaften

Von Stephan Ludwig Roth

Die aus einem Brunnen tranken, Brot aus einem Ofen aßen, die die Nachthut für einander hielten, die sich ihre Wohnhäuser aus gemeinschaftlicher Kraft aufrichteten, in Krankheit und Unglücksfällen den Willen von Anverwandten hatten, die endlich einmal alle auf derselben Totenbank ruhten, die sich einander die Gräber gruben, eigenhändig ihre Toten auf den Gottesacker trugen und die letzte Ehre der Leichenbegleitung als eine Gemeinsamkeit erwiesen — beim Tränenbrote der Geschiedenen Verdienste rühmten und aus nachbarlichem Vermögen und Beruf für Witwen und Waisen sorgten — — — diese brüderliche Gesellschaft, durch Örtlichkeit bezeichnet, nannte sich die Nahen, die Nachbarschaft . . .

Die Mietsleute kannte das sächsische Altertum nicht. Junge Eheleute lebten nur so lange bei Anverwandten, bis die Nachbarschaft, in Verbindung mit der Anverwandschaft und Hilfe der

Zunft, dem neuen Timmen eine neue Wohnung aufbaute. Alles legte freudig die Hand an.

Der Anruf „Nachbar“ war nicht leer; er enthielt ein Bündel Rechte und Pflichten; sagte was im Munde des Gleichen; klang nicht wie Herablassung im Munde des Vornehmen; er war Anerkennung gleicher Berechtigung, ein Geständnis der Benötigung, die Parole einer Verbrüderung. Wenn in solchen Zusammenkünften die Männer ihre Geschäfte mit Zufriedenheit beendet hatten und Zeit und Wille war da, der Fastenspeise des Werktagelbens die Freude als Fett und Butter aufzugießen, entbot man den Frauen, den Kindern und Regeln. Die Versammlung waren Menschen gleichen Zieles, gleicher Furcht und Hoffnung. Ein Leib, eine Seele! Jung und alt war fröhlich! Denn alle hatten Ursache am Beschlusse, froh ein jeder in seiner Art. Die Alten rückten in Gesprächen näher — die Jungen drehten sich im Tanze. Mutter und Vater ergözten sich die Augen am Kinde. Diese Freude war Lohn eines beendigten Geschäftes, eine Lust am Beisammenbleiben; nicht Lust aus Tanz, sondern Tanz aus Lust.

Noch muß ich der Familienfreunden erwähnen und darunter besonders der Hochzeiten, als eines dritten Kreises, worin sich das Leben und die Freude unserer Altvorderen bewegte. Die Zusammenkunft auf Hochzeiten bildeten teils Freunde durch Blut, teils Freunde durch Gemüt, menschenreich und zeitläufig. Es lebte in der Zeit noch der Gedanke, im entferntesten Freunde die gemeinschaftliche Wurzel oder die Verzweigung zu ehren. Um dieses Bewußtsein rege zu erhalten, wurden Familienereignisse mit möglichster Teilnahme aller Angehörigen gefeiert, und langer, langer Kirchenzug war nicht Stolz auf viele Leute, sondern auf viele Freunde! . . . Diese Sitten und Gebräuche waren aus der Humanität hervorgegangen, dem Festgeber nicht beschwerlich zu fallen. Eine Hochzeit, die acht Tage dauerte, zugebracht in Scherz, bei Essen und Trinken, Tanzen und Springen, kostete den Gastgeber, bei vollgestopften Häusern, nicht mehr als jetzt. . . . Die Schwären kamen tot und lebendig, roh oder zugerichtet, gebacken und gebraten, freiwillig und

unbezahlt ins Hochzeitshaus. Je mehr Gäste, je mehr Geber. Was Ausgabe schien, war Einnahme! Weil jeder wußte, daß er gegeben oder getan hatte, genoß auch jeder im Gefühle seines Anteiles. Beim Abschiede dankte jeder für die mitgenossene Freude und man dankte zurück für den Anteil, für Vermehrung des Glanzes, Vergrößerung der Freude, für Beiträge und Hilfe. — — Die jungen Eheleute waren ein halbes Jahr lang in der Freundschaft, bei ehemaligen Hochzeitsgästen geladene Tischgenossen.

Sachs von Harteneck

Von Traugott Teutsch

Dreiteilig ist der Kampf der Sachsen für die Herrschaft des Hauses Habsburg in Siebenbürgen; wie ein kunstvolles Drama entrollt er sich vor den Blicken des Beschauers. Im ersten Akt ist Pemfflinger der ringende und untergehende Hauptheld; der zweite Akt findet ein tragisches Nachspiel in dem Kampf gegen Gabriel Báthory, als der Kronstädter Stadtrichter Michael Weiß deutschen Mannesmut in harter Zeit zu Ehren bringt; die Seele des letzten Kampfes ist Sachs von Harteneck. Seinem Jahrhundert war es vergönnt, reifen zu sehen, was eine vorangegangene Zeit mit Not und Tränen gesät hatte.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts begann die türkische Macht in Europa zu erlahmen; 1686 fällt Ofen. 1691 macht das Leopoldinische Diplom das österreichische Haus zum Herrn und Besitzer Siebenbürgens. 1699 entsagte auch die Pforte im Frieden von Karlowitz ihrer Schutzherrlichkeit — und Siebenbürgen war der abendländisch-christlichen Kultur gewonnen.

Der Zustand des Landes war bejammernswert. Alle Ordnung, aller Wohlstand, alles bürgerliche, religiöse, sittliche Leben war von den Hufen türkisch-tatarischer Reitercharen zertreten worden, das Hausrecht zur öffentlichen Ordnung geworden, Verwaltung und Rechtspflege gab es kaum; in den Komitaten war der madjarische

Adel unumschränkter Herr, im Sachsenland herrschte ein patrizisches Junkertum, das die Ämter als Familienbesitz ansah und ausnützte. Die Verwilderung mußte in dem Charakter der Menschen sich natürlich ausprägen; auch die Besten konnten sich ihr nicht entziehen. Am meisten litt das Sachsenland. Der madjarische Adel, von jeher unfähig, den Unterschied zwischen den Hörigen auf Komitatsboden und den freien Sachsen zu verstehen, drückte und preßte sie mit Forderungen aller Art; drei Millionen Gulden Schulden lasteten auf den sächsischen Kreisen; die hohen Zinsen flossen zum meist in die Tasche des Adels; und wie menschenarm waren die deutschen Gemeinden geworden!

Die mächtige madjarisch-kaisinische Adelspartei, an deren Spitze der Kanzler Graf Bethlen stand, wollte zwar den Schutz der österreichischen Herrschaft genießen, doch möglichst wenige Gegenleistungen übernehmen; ihr Übergewicht, ihre privilegierte Stellung, ihre Gewalttätigkeit sollte rücksichtslos wie bisher schalten. In allen nationalen Fragen stand ihr zur Seite die katholische Partei. Ihnen gegenüber stand die sächsische Nation. Ihr politisches Glaubensbekenntnis sprach sie dahin aus: „Wir kennen ja nächst Gott in der Welt keinen anderen Trost als denjenigen, welchen wir bei unserem seit unzählbaren Jahren sehnlichst erwünschten deutschen Landesfürsten suchen und zu finden hoffen.“

Harteneck hieß ursprünglich Johann Zabanius. Sein Vater war Konrektor in Eperies gewesen, von dort, wegen seines evangelischen Glaubens vertrieben, nach Siebenbürgen gekommen, wo er in Hermannstadt Rektor wurde, um 1692 zum Stadtpfarrer berufen zu werden; als solcher ist er 1704 gestorben. Sein ältester Sohn Johann Zabanius war in Eperies 1664 geboren. In Hermannstadt besuchte er das Gymnasium; in Tübingen wurde er Magister, hielt eine Zeitlang Vorlesungen an der Hochschule, doch kehrte er 1689 in seine Heimat zurück, wo er 1690 Provinzialnotarius wurde. Zwei Jahre später ist er auf dem siebenbürgischen Landtag und lenkt zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Es war eine ungewöhnliche Kraft und Begabung, ein

außerordentlicher Wille, ein wunderbarer, reicher Geist, die diesen Mann auszeichneten. Eine hohe, schlanke Gestalt, machte er Eindruck, wo er erschien. Unter dem langen, wallenden Haar saß eine hohe, mächtige Stirne, das geistvolle, feurige Auge verriet die Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit des nie rastenden Geistes. Sein politischer Grundgedanke war: für Siebenbürgen gibt es kein anderes Heil als festen Anschluß an das Abendland.

Der Landtag von 1692 erkannte, daß man mit dem Wiener Hof mündlich verhandeln müsse; er beschloß, eine Deputation hinzuschicken; in diese wurde von Seite der sächsischen Nation Sachs von Harteneck gewählt; das rasche Steigen des Mannes beginnt damit.

Fast ein ganzes Jahr ist er in Wien tätig gewesen. Nicht was er an wirklichen Errungenschaften heimbrachte, war das Bedeutende der Sendung, sondern daß er, der 28jährige, verstand, die Wiener Kreise über die verwickelten Verhältnisse Siebenbürgens aufzuklären, daß er, der einfache Bürger, den Intrigen seiner adeligen Mitabgeordneten das Gegengewicht hielt, daß er, der Protestant, die ultrakatholische Regierung in kirchlichen Dingen zur Mäßigung bewegte, daß er die Achtung und Freundschaft der hervorragenden Männer für sich und die Nation gewann.

„Eure Majestät werden nicht zugeben“, sagte er dem Kaiser voll edler Wärme, „daß der sächsische Stand dem Untergang entgegengeführt und das deutsche Gedächtnis in Siebenbürgen vollends ausgetilgt werde!“ Den Gesinnungen gegen ihn und sein Volk gab die Verleihung einer goldenen Ehrenkette, die ihm der Kaiser zum Abschied überreichte, Ausdruck: „Sie können ihre Prinzipalen versichern“ — sprach der Kaiser dabei —, „daß ich auf ihre Nation immer ein besonderes Absehen haben und nicht gestatten werde, daß sie unterdrückt werde oder fallen möge.“

Harteneck war nach der Rückkehr der anerkannte Führer des Volkes. Dieses ehrte ihn, indem es ihn zum Stuhlrichter, dann zum Bürgermeister wählte und am 12. Oktober 1697 zum Hermannstädter Königsrichter und zum Sachsengrafen (Komes).

Wenige Monate später erhob der Kaiser ihn in den Ritterstand des Heiligen Römischen Reiches mit dem bezeichnenden Beinamen „Sachs von Harteneck“.

Um so gewaltiger aber wurden nun die Anstrengungen der Gegenpartei, die das wachsende Ansehen Hartenecks, seine Entschiedenheit und Latkraft fürchteten. Hier und da flammte schon der Haß in gewaltiger Flamme auf, und Harteneck vergalt ihn mit gleicher Leidenschaft. Daß die Gegenpartei am Hofe Boden gewann, zeigte sich zuerst, als die Wahl Hartenecks zum Komes trotz dringender Bitten der sächsischen Nation erst nach zwei Jahren und da nicht auf Lebenszeit bestätigt wurde. Und doch war der Adel der ärgste Gegner der österreichischen Herrschaft. Wegen dieser Frage trafen die Parteien auf dem Landtag von 1701 prasselnd zusammen. Nach dem Plan Bethlens sollte das Subernium (die oberste Regierungsbehörde im Lande) mit solchem Machtumfang ausgestattet werden, daß nach Ansicht der Sachsen die Madjaren „als alleinige Herren der öffentlichen Angelegenheiten die Situation beherrschen würden, ja der König selbst würde gleichsam ihren Willensmeinungen unterworfen werden und um die Sachsen wäre es geschehen“. Es war ein Angriff auf das Leben der Nation. Für sie hing darum alles daran, daß in der Deputation, die an den Hof gesendet wurde, Sachs von Harteneck sie vertreten. Das wollte der Adel unter keinen Umständen; da erklärten die Sachsen, nicht teilnehmen zu können. Damals soll Bethlen ausgerufen haben: „Den Sachs laßt uns verderben; so werden wir die Sachsen leicht besiegen.“

Nun griff Harteneck zu einer Waffe, deren tödliche Wirkung — das mußte er wissen — auf ihn zurückfiel, wenn sie den Gegner nicht traf. Im Namen der sächsischen Nation unterbreitete er 1702 dem Landtag einen Antrag auf Steuerreformen, die in ihrer Großartigkeit uns in Erstaunen setzen: die Steuerfreiheit des Adels und der Szekler sollte aufgehoben werden, alle Bürger nach Besitz und Erwerb steuerpflichtig sein. Es sind Gedanken, die 150 Jahre später erst verwirklicht wurden; so weit voran war der Genius sei-

ner Zeit. Wurden die Vorschläge durchgeführt, so war mit einem Schlag das große Doppelziel Hartenecks erreicht: die Macht des siebenbürgischen Adels wäre eingeschränkt, das sächsische Volk von drückenden Lasten befreit worden und die österreichische Herrschaft wäre durch die Anhänglichkeit des entlasteten Volkes in ganz Siebenbürgen unerschütterlich gefestigt gewesen.

Die bedrohte Partei übersah die Tragweite des Entwurfes nicht; Wut und Erbitterung bemächtigte sich ihrer, daß man es wage, „den Adel dem Stand der Bürger, der Bauern und der Plebejer gleichzustellen“. Der Untergang des Mannes, der solches wollte, war von da an, obwohl der Antrag zunächst zurückgezogen wurde, eine beschlossene Sache. Die Gelegenheit fand sich bald. Der gewesene Schäßburger Bürgermeister Schuller war auf Betreiben Hartenecks hingerichtet worden als Falschmünzer, als unredlicher Verwalter öffentlicher Gelder. Aufgebracht hierüber, verlangte der kommandierende General Rabutin die Bestrafung Hartenecks. Den Häuptern der madjarisch-adeligen Partei kam das gelegen; sie wußten den Kommandierenden als Werkzeug zu gebrauchen; Harteneck wurde sofort verhaftet und, um einem Volksauflauf auszuweichen, nach Fogarasch geführt und ihm ein Hochverratsprozeß gemacht. Ihm, dem an Treue gegen Herrscher und Vaterland niemand gleichkam. Der Landtag, wo seine grimmigsten Feinde die Mächtigen waren, war der Gerichtshof, der wegen Hochverrats am 3. Dezember 1703 über Sachs von Harteneck das — Todesurteil sprach. Mit Stolz und Ruhe, die ihn keinen Augenblick verließen, konnte er den nie bewiesenen Anklagen gegenüber sagen: „Gott und mein Gewissen sind Zeugen, daß in meinen Adern kein einziger Tropfen Blutes rollt, dem die Treue gegen meinen durchlauchtigsten Herrscher mangelt.“ Der ganze Prozeß, die Anklage und beweislose Verurteilung sind ein empörender Vorgang gewesen; vorgeschriebene Rechtsformen wurden beiseite geschoben, die Appellation nicht gestattet; eine Rechtsverhöhnung unerhörter Art.

Zur selben Zeit aber floss gegen Harteneck auch ein zweiter Prozeß vor dem Hermannstädter Magistrat, aus dem er nicht

schuldlos hervorging. Es erwies sich, daß seine Frau, ein nichts-würdiges Weib, dem Adjutanten Rabutins (ihrem früheren Liebhaber) nach dem Leben gestellt, daß ein Diener in ihrem Auftrag diesem Gift gereicht und, ertappt, sich ins Haus Hartenecks geflüchtet hatte und dort ermordet worden war. Harteneck selbst war nicht der Urheber des Mordes, aber er wußte darum, mindestens nach der Tat; seine sinnlich-leidenschaftliche Natur hatte auch sonst mit dunklen Flecken sein Privatleben verunstaltet — der Hermannstädter Magistrat verurteilte ihn ebenfalls zum Tode.

Das doppelte Todesurteil wurde ihm am 4. Dezember verkündet. Ruhig und gefaßt hörte er es an. „Es fällt mir allerdings schwer“ — sprach er zu den Richtern — „von Euch, Ihr hohen und achtbaren Herren, zu scheiden; nichtsdestoweniger freue ich mich darüber, daß mich Gott jetzt aus dem Leben abrufen und ich nicht all das Elend schauen muß, dem Ihr und dieses Land entgegengeht.“ In den Tagen seiner Jugend war ihm die Muse hold gewesen, jetzt dichtete er wieder religiöse Lieder, die er beim Gang zum Tode sang. Am 5. Dezember 1703 schritt er zum Blutgerüste; sein greiser Vater, der Hermannstädter Stadtpfarrer, bereitete ihn zum Tode vor. „Herzhaft und wahrhaft heroisch“ — spricht sein Gegner Bethlen — „benahm er sich, so daß jeder ihm Bewunderung und Lob zollte.“ Es war etwa halb drei Uhr Nachmittag, als auf dem Großen Ring in Hermannstadt das an Gedanken und Energie so reiche Haupt des Mannes fiel.

Seine privaten Vergehen werden im Licht jener Tage betrachtet, milder beurteilt werden müssen, um so mehr, da die eigentlichen Mörder, die Gattin und ihr Mithelfer, begnadigt wurden . . . Und war denn der Landtag sittlicher, der ihn grundlos zum Tode verurteilte? Oder die sächsischen Abgeordneten, die kein Wort der Verteidigung fanden?

Das Volk konnte nicht glauben, daß auf dieses Haupt kein Gnadenstrahl gefallen sei; es erzählt sich noch heute, die kaiserliche Begnadigung sei von den Gegnern des Mannes aufgehalten worden, damit die Botschaft zu spät nach Hermannstadt komme. Das

Land selbst sollte schwer empfinden, was der Verlust bedeutete, dem der Kommandierende, bezeichnend genug, schmerzlichen Ausdruck gab, als er hilflos im Sturm des Kuruzenkrieges (des madjarischen Aufstandes gegen den Kaiser) bekannte: „Wo ist Sachs? Wo ist Sachs? Er würde mir bald raten. Wenn ich ein Wort redete, so sagte er zehn; wenn ich aber jetzt zehn rede, so antwortet mir kein einziges.“

Teppiche in alten Kirchen

Von Egon Hajek

In alten deutschen Kirchen Siebenbürgens werden als prachtvollster Schmuck der Wände, der Altarstufen und des Chorgestühls anatolische Teppiche aufbewahrt, Zeugen der morgenländischen Fahrten und Gefahren der Ahnen.

Rotes Vließ

In dem rotgeflochten Grunde
Offenbart sich Liebe.
Jusuf hat im Bunde
Mit der Auserwählten hier gekost.

Wie von Silberpfeilen zart geschwellt
Fließen ihre Tränen von geheimer Lust,
Und ihr dunkles Haar hat, von Korallen
Sanft umdrängt,
Nichts von Leid gewußt.

Jusuf sank zurück und ward zu Staub.
Mit dem rot und weiß durchschossnen Vließ
Deckten sie den Frohen in der Stille,
Und sie ward des Schwertes Raub.

Jetzt noch lüpfen kleine Ranken
Ihre frohen Augensterne.
Eingewoben lächelt die Geliebte
Durch die arabeske Ferne.

Großer Perser

Bunte Fülle steigt hernieder,
Alter Glanz bleibt frisch und klar,
Und es zeigt das Goldgefieder
Reiche Beete immerdar.

Wonnig aus verteilter Sphäre
Heben Zeichen ihre Hand;
Du erkennst der Weisen Lehre,
Die der Meister angewandt.

Bunte Perlen will er reihen,
Hellen Mond und Sommernacht,
Alle Muster einem weihen,
Das ihn ziert und stets umwacht.

Wein, verschlungen im Geäder,
Tropft aus gold'nen Sprüchen leis,
Und wie hochgewach'ne Zeder
Wächst der Güte stilles Reis.

Wie Geschaufel auf den Wogen
Nest ein Schiff den toten Grund,
Leben ist herangezogen,
Und man reicht zum Kuß den Mund.

Solches alles zu bedenken
Reizt die alte Decke still.
Gott kann alle Fülle schenken,
Wenn der Mensch nur sehen will.

Wie die Kronstädter Schuster dem Deutschen Kaiser den Krieg erklärten

Von Adolf Meschendörfer

Am 10. Mai des Jahres 1688 ließ der österreichische General Caraffa durch einen kaiserlichen Heereshaufen die freie Stadt und Republik Kronstadt zur sofortigen Übergabe auffordern und drohte bei dem geringsten Widerstand selbst das Kind im Mutterleib nicht zu schonen. Doch als ein kaiserlicher Hauptmann auf dem Rathaus diesen barschen Befehl überbrachte und die Ratsherren nach stundenlanger Beratung zitternd und wehklagend beschlossen, der Gewalt zu weichen, da fehlte wenig und die empörte Volksmenge, die auf dem Marktplatz der Entscheidung harrete, hätte beinahe den Offizier mitsamt den Ratsherren zum Fenster hinausgeworfen. Die Schuster und Hutmacher wiegelten die Bevölkerung auf, fünf, sechs entschlossene Bürger übernahmen die Leitung der Stadt, rüsteten in fieberhafter Eile zu ihrer Verteidigung, und die Schusterzunft von Kronstadt erklärte mit ihrem Anhang der habsburgischen Monarchie und dem allmächtigen Deutschen Kaiser den Krieg!

Was waren das für Schneider und Handschuhmacher, die sich getrauten, den Kaiser herauszufordern!

Ihr Führer war der hochangesehene 84jährige Stephan Steiner, der alle sächsischen Hauptleute schwören ließ: lieber zu sterben als die Freiheit zu lassen. Caraffa mußte ein ganzes Heer gegen die widerspenstige Stadt aufbieten und das Schloß stürmen, bevor es ihm gelang, die Räufelsführer in seine Gewalt zu bekommen. Viele Monate schmachteten sie in dem feuchten Schloßkeller.

An einem nebligen Septembertag erhob sich auf dem Marktplatz ein hölzernes Gerüst, mit schwarzem Tuch ausgeschlagen; schwarz wimmelten auch der Platz und die Dächer der Häuser von lautlos harrenden Menschen. Rings um das Gerüst standen Bewaffnete in dreifachen Reihen, und in ihrer Mitte ließen die Studenten in schwarzwallenden Gewändern ihre Totenlieder erschallen.

Da zerriß die Sonne die wogenden Nebelschleier, das Armsünderglocklein schlug dreimal an, „Jesus, meine Zuversicht“ erscholl der Gesang der Schüler, und die fünf Gefangenen nahen aufrechten Ganges, voran der eisgraue Patriarch Steiner. Festen Schrittes stieg er die Stufen hinan — dann hielt er einen Augenblick inne. Sein Blick überflog die herbstlich-heiteren Hügel, den prachtvollen Burgberg und dann die wie versteinert starrende Menge.

Willst du wissen, was er in diesem Augenblick dachte? Wie schön bist du, Vaterstadt, im Herbst! Wie golden winken deine Wälder! Wieviel Freude haben diese Augen in fünfundachtzig ehrenvollen Jahren in deinem Anblick getrunken! Wie war mir jeder heiße Arbeitstag ein Fest! Und jetzt funkelt das breite Richtschwert auf!

Ihr Mitbürger, ahnt ihr, wofür ich sterbe? Ihr singenden Schüler, wißt ihr, wem ich mein Opfer bringe?

Und doch, wenn ich mein Leben nochmals beginnen könnte, ich stünde am Ende doch wieder hier, um für die sächsische Freiheit und das sächsische Recht zu sterben.

Sein Kopf und der der vier Gefährten ist gefallen. Jahrzehntelang starrten die hohlen Schädel von den Mauern der Stadt als furchtbare Mahner — sie sollten die stolzen Kronstädter kirre machen. Sein Geist aber, mein Junge, darf in uns Kronstädtern nie ersterben, sonst sind diese fünf Blutzengen umsonst gestorben!

So haben die Kronstädter Schuster im Jahre 1688 dem Deutschen Kaiser den Krieg erklärt!

*

Jede Veränderung hat ihre Feinde, und diese sind oft um so heftiger, je entschiedener sich andere dafür zeigen.

*

Gott verläßt den Deutschen nicht, steht auf jedem Blatte unserer tränen- und sternbesäten Geschichte. Darum rufe ich mir immer zu: Du sollst den Mut nicht verlieren!

Stephan Ludwig Roth

Ave gubernator . . .

Samuel, Freiherr von Brukenthal

Von Hermann G. Gorgias

Die Größe eines Mannes steigt in den Augen seines Volkes, je mehr er mit den Mächten ringt, die es bedrohen, sei es nun, daß er sie bezwingt oder ihnen unterliegt. Bestimmend ist das Verhältnis, in dem der Mensch das innerste Anliegen der Gemeinschaft zum eigenen macht. Trennen sich hier die Wege, dann mag der Mund vor Bewunderung einer Persönlichkeit übergehen, das leere Herz bleibt stumm. Johannes Honterus faßt die Tiefen und Weiten der Sachsen in entscheidender Zeitenwende in sich zusammen und wird so Hort und Inbegriff sächsischen Wesens. Stephan Ludwig Roth lebt im Volk, weil dessen Herz in seiner Brust schlug, als er zur Richtstätte schritt. Einen Michael Weiß, den heldenhaften Stadtrichter Kronstadts, der gegen den Sachsenschlächter auf Siebenbürgens Fürstenthron zum Schwert griff und fiel, besingt das Lied. Nicht so Samuel Breckner, Freiherr von Brukenthal, dessen hohe Gestalt am Wiener Denkmal der großen Kaiserin Maria Theresia angebracht ist. Was hat der Herr von Siebenbürgen heute den Nachfahren zu sagen, deren glücklichste rechtslos die eigene Scholle treten? Sein Stern stieg auf, als der seines Volkes verblaßte. Als Wirtschaftsnot es drangsalirte und die Zahlung des „Martinzins“ nach dem gemeinsamen Besitz der Nation aus dieser einst so reichen und nun verarmten das Letzte heranspreßte, fuhr Brukenthal vierspännig von Schloß zu Schloß, die ihm die Günst der Kaiserin geschenkt hatte. Heißt es nicht Wunden aufreißen, in der Qual unserer Herzen wühlen, wenn wir seiner gedenken? Ave gubernator, morituri te salutant!

Gewiß, Brukenthal stieg nicht auf und schwamm in Gold, weil es den Seinen schlecht ging. Aber Menschen, die Politik mit Erwerb verbinden, waren dem sächsischen Volksstamm von

jeher verdächtig. Er sieht da eine Einheit durchbrochen, die den Sinn seiner Geschichte ausmacht. Denn es ist ein Stamm, der seine Bettler verachtet, aber seine Grafen beseitigt hat, als sie einen Riß in die Gleichheit brachten. Was zählt ihm ein Freiherr, dessen Titel schon wie eine Herausforderung wirkt, da alle seine Menschen einst freie Herren waren! Er brauchte keinen Adel und baute sich bis herab zur kleinsten Dorfsiedlung seine Burgen selber. Hier erheben sich Trennungswände und tragen dazu bei, daß Bruckenthals von flackerndem Licht getroffene Gestalt nicht zu dem leuchtendsten Kristall der amorphen Gesteinsmasse des Volkes wurde.

Aber es hieße Klein von den Sachsen denken, wenn man annimmt, daß sie sich nur auf diese Wechselbeziehung zwischen dem Volk und seiner führenden Persönlichkeit besinnen könnten. Nie werden sie vergessen dürfen, daß sie ihrem demokratischen Aufbau zum Trotz ein Volk mit aristokratischer Sendung waren, das sich in seinem Wahlpruch zur Wahrung der Krone bekannte.

Wir wollen hier keine Lebensbeschreibung des spätgeborenen Abkömmlings eines Leshkircher Königsrichters geben, der den untersten Adelsgrad erst erhielt, als sein großer Sohn schon lebte, welcher also als Bürgerlicher zur Welt kam, aber früh die Zielbewußtheit seines Aufstrebens in die höheren Gesellschaftskreise an den Tag legt. Er heiratet das vermögende Enkelkind eines Sachsegrafen und fügt, als er das Wappen seiner Baronie entwirft, um das Feld des Bruckenthalschen vier Felder, den Adelschild seiner Mutter und der drei edlen Familien, denen seine Frau entstammt. Das war nicht bloße Spielerei, es war innerstes Behagen, Genugtuung.

Wie er als sächsischer Abgesandter zum ersten Mal nach Wien fährt, um Fürsprecher der Nation vor der Kaiserin zu sein, zeugt es für Umsicht und Renntnis menschlicher Schwächen, wenn er neben der Dotation seines Volkes für den Ausbau des Schönbrunner Schlosses auch einige alte Münzen einsteckt, die er vor der Audienz bei der allmächtigen Kaiserin dem als Münznarr bekannten Kaiser überreicht, im übrigen alles auf seine gewinnenden Um-

gangsformen, auf den Glanz seines Geistes und seiner Gestalt und die instinktive Kunst der Menschenbehandlung stellt. Die ließ ihn auch in dieser entscheidenden Stunde nicht im Stich. Sie leitete den Mann, dessen Vorzüge die Kaiserin sofort erkannte, die schwindelerregend steil aufwärtsführende Bahn über den Subernialsekretär, Provinzkanzler, Vorsitz der Hofkanzlei, Präses des Suberniums zum Gouverneur von Siebenbürgen, den vielen Feinden seines Volkes zum Trost, seinen vielen Neidern zur Qual. Er schritt dabei durch ein unübersichtliches Gestrüpp sachlicher und persönlicher Gegensätzlichkeiten, deren es am Hof und in den Staatskanzleien der Kaiserin nur allzu viele gab. Welche Geschicklichkeitsstänze mußte er vollführen, als er sich vor der Kaiserin, die die Fahnen des Katholizismus über ein widerstrebendes Land zu tragen als ihre eigentliche Herrscheraufgabe betrachtete, zu seinem Kampf für den evangelischen Glauben bekannte und sie damit in ihren heiligsten Gefühlen traf, zu denen noch ihre tiefste Erbitterung aus dem alle ihre Kräfte verzehrenden Ringen gegen das protestantische Preußen trat. Konnte man sich eine ungünstigere Ausgangsstellung als seine, die des einzigen Protestanten in der näheren Umgebung der Kaiserin, vorstellen? Dennoch wuchs er, der geborene Diplomat und Weltmann, der zum Staatsmann wurde und Volksmann blieb, so ins Vertrauen Maria Theresias hinein, daß sie ihm schließlich Rechte der Beratung einräumte, die über Bruckenthals siebenbürgischen Wirkungskreis weit hinausgingen und in die menschlichsten Bereiche ihres Kaisertums ragten. Als sie nach schweren Zusammenstößen mit ihrem Sohn und Mitregenten die Krone niederlegen wollte, verhinderte nur die Überredungskunst Bruckenthals diesen Schritt, der damit in die europäischen Geschichte eingriff. So mag hier eine kleine Anekdote stehen, die das Verhältnis zwischen Maria Theresia und ihrem Ratgeber beleuchtet und die Bruckenthal, der Verschwiegene, der die Briefe der Kaiserin vernichtet hat, selber mitteilt. Er erzählt:

„Die Kaiserin pflegt alle Dienstag im Beisein des Kaisers die Minister der Reihe nach vorzulassen, um ihre Vorträge anzuhören.

Ich hatte meinen kaum beendet, als sie sagte: „Bruckenthal, wie konnte Er mir jenes anraten?“ Ich antwortete: „Meine Meinung war völlig dagegen.“ Ihro Majestät sagten mit einer verdrießlichen Miene: „Er muß es mir geraten haben, sonst hätte ich es nicht getan.“ Ich bat, Ihro Majestät möchten sich die Akten vorlegen lassen. Freitag hatte ich den Tag, wo ich mit der Kaiserin ohne Beisein des Kaisers arbeitete. Allerhöchstdieselbe empfingen mich gnädig, bewilligten meine Vorträge, fielen von einem Gegenstand auf den andern, so daß ich des früheren keine Erwähnung machen konnte. Den Dienstag wieder in des Kaisers Anwesenheit, gaben Ihro Majestät, als ich meine Geschäfte vorgetragen hatte, dem Kaiser einen vor ihr liegenden Stoß Schriften und sagten zu mir: „Bruckenthal, Er muß mir verzeihen, ich habe Ihm Unrecht getan. Er hat mir jenes mit guten Gründen mißraten. Ich werde in Zukunft mich mehr an seine Meinung halten.“ Was dieses zu bedeuten hatte, wußte ich nicht. Einige Zeit darnach erfuhr ich, daß der Kaiser sich geäußert habe, das Geschehene müsse von mir eingesehen worden sein, weil Ihro Majestät nichts täten, zu dem ich nicht geraten hätte.“

Der Kaiser, der gegen den Einfluß Bruckenthals ankämpfte, erlitt eine Abfuhr und wird zum Zeugen der Entschuldigung der Kaiserin gemacht. Bruckenthal sah in Maria Theresia bei aller Ergebenheit die Frau, die einer männlichen Stütze bedurfte, nach der sich die große Herrscherin zeit ihres Lebens sehnte. Die Sehnsucht galt nicht dem Manne, denn den hatte sie in ihrem Kaiser Franz, dem sie in durch nichts zu erschütternder Treue in zwanzig Jahren sechzehn Kinder gebär; die Sehnsucht galt dem männlichen Geist, der für sie die Schlachten schlagen und die Wege ihrer klar gefaßten politischen Ziele ausfindig machen mußte, um sich gegen den männlichsten Geist der Epoche behaupten zu können.

Bruckenthal war ein männlich klarer Geist, und das machte ihn der alternden, müde gewordenen Kaiserin besonders lieb und wert. Doch wir, denen diese menschlichen Beziehungen fern gerückt sind,

haben uns zu fragen, ob es demgegenüber nicht eine Kraft gegeben hat, die das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und seiner Nation trüben konnte. Das einfache Volk, das um die tieferen Zusammenhänge nie weiß, sah, wie er von Rang zu Rang erhöht wurde, wie er Schlösser anlegte, sie mit Schätzen füllte, mit Bildern schmückte; es blickte auf Freck, wo Bruckenthal den Pferdewechsel auf der Fahrt von seinem Hermannstädter Palast zu dem ihm als Gouverneur zugewiesenen Schloß in Uiso-Gombatsfalva vornahm und seinen Sommeritz ausbaute, ihn mit Park, Gärten, Drangerie versah, für die die Kaiserin ihm die Bäume geschenkt hatte. Es sah das Leben eines kleinen Fürsten aus eigenem Geblüt, sah die vornehmen Auffahrten ins Palais, aus dem es Woche für Woche die Klänge abendlicher Soireen vernahm und sich dann wohl Gedanken über das Leben eines Götterliebings machte.

War aber Bruckenthal das? Auch sein Leben, das so manche Süße durchkostet hat, war durch tiefe Schatten verdunkelt, besonders in seinem Alter. Er überlebte Maria Theresia um dreißig, seine Frau um zwanzig Jahre, sein einziges Kind um fünfzig. Der Nachfolger der Kaiserin mutete ihm zu, sein eigenes Werk zu vernichten, den Königsboden der Sachsen zu zertrümmern. Unter diesem Kaiser und weiteren zwei Nachfolgern wurde er zum alten Eisen geworfen und sah den unheilvollen Weg, der bis zum Ausbruch der Revolution von 1848 führte. Bruckenthal wußte vom Seelendruck des Wohnens am Rande eines Waldes, darin die Menschenfresser hausten, und sah sicher auch tief ins Geschehen des 20. Jahrhunderts und in die mit ihm über die Heimat hereinbrechende Not hinein. Was ein Mann an seiner Stelle für sein Volk tun konnte, hat er getan. Er wahrte ihm Treue in der Zeit seines Glanzes, was oft noch schwerer ist als in Zeiten gemeinsamen Glends. Er hat zahllose Anschläge, die gegen die Sachsen und deren Glauben gerichtet waren, abgeschlagen, ihre Lage nach Entschuldung des Volkes nach allen Richtungen gebessert und gefestigt, ihm neuen Lebensmut gegeben. Und als er selber starb, vermachte er einen großen Teil seines Vermögens, sein Palais und Schloß, die

riesige Bibliothek und Gemäldesammlung, die unerhörte Werte darstellten, seinem Volke, gleichsam als wollte er gut machen, daß ihm, dem Lebenden, diese Schätze zu Gute gekommen waren. So wollte er ganz in den heimischen Schoß zurückkehren und ist es auch.

Aber das Wertvollste, was er uns vermacht hat, war, daß er eine Aufgabe gelöst hat und dem Sinn Siebenbürgens eine Deutung verlieh, die immer wieder verdunkelt worden war und heute in tiefstem Dunkel darniederliegt: jedem Volk und jedem Stand Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er wies die Übergriffe des magyarischen Adels in die Schranken, und konnte sich auf ungarische Zeugnisse berufen, die ihm Dank sagten, er nahm sich des armen rumänischen Volkes an und ließ einen von dessen ersten großen Erziehern und Lehrern ausbilden. Die Jahre, in denen er Gouverneur war, bedeuten in Wirklichkeit „Siebenbürgens goldne Zeit“, wie nicht nur wir als Deutsche sie sehen. Er hat seinem alternden Volk ein Jugendsymbol geschenkt und dessen konstruktive Fähigkeiten an sich bewiesen. Er rechtfertigte dessen Führungsanspruch, als er ein Herrentum vorlebte, das dem Dienennüssen den Stachel nahm, jenen Stachel, den der nicht zum Herrn Geborene so tief den von ihm Beherrschten eindrücken muß, um sich behaupten zu können. So stellte er die edelsten Züge Siebenbürgens allen wutverzerrten Fragen gegenüber, er der große Vereiner, der gleichzeitig seiner Nation und den mitlebenden Völkern, dem Lande Siebenbürgen und dem größeren Reich der Kaiserin, seinem Gott und — sich selber dienen konnte. Ein einmaliger Mensch, vor dem wir das Haupt neigen.

★

Die Vaterlandsliebe kann nur dort wachsen und stark werden, wo das Volk Anteil an der Regierung nimmt, wo jeder einzelne für das Ganze steht.

Von Stephan Ludwig Roth

Als Kriegsberichterstatler in der Revolution 1848/49

Von Joseph Marlin

Raab, 24. April 1849, nachm. Ein junger deutscher Landmann führte mich am frühen Morgen nach Raab. Er war wunderbar gesprächig, eine ehrliche, treuherzige Natur, dabei Liebhaber der Politik. Er sprach von den Ungarn wie von einer dritten, fast gefürchteten Macht, welche zwischen den Deutschen und dem Kaiser stehe, und deutlich trat aus seinem naiven Kannegießern das Prinzip hervor: gib dem Kaiser, was des Kaisers ist. Es ist eine wohlthuende Pietät für die Vermächtnisse der Geschichte in dieser Art Politik, und mich dünkt, der deutsche politische Charakter wurzelt vorzugsweise in dieser Pietät. So auch in Ungarn, wo der Deutsche, wenn ihn Österreich nicht längst aufgegeben hätte, ganz besonders eine Milderung zwischen die streitenden Parteien bringen würde. Zwischen Moor und Raab, bei heiterer, windstillen Frühlingswitterung, hört ich rechts von der Straße die dumpfen Kanonenschüsse vor Komorn, und schaute mächtigen Brand am äußersten Horizont, vermutlich ein unglückliches Dorf.

Wien, 27. April. Auf dem Marchfeld erst, wenn man in das schöne grüne Österreich mit dem Eisenbahnzug hereinkommt, wird man der bösen Gerüchte und Sorgen ledig, die jenseits der Leitha ungebunden umherspektakeln. Die schlimmen Mächte, die dort an der Donau und Theiß ungebärdig gegen Österreichs alte Herrschaft ringen, sie bleiben hinter dir, und ihre grellen Töne verklingen, so wie du Österreich betriffst, wo kein Kriegsheer die friedlichen Gane überzieht, und die Spuren trauriger Tage verwischt sind, ausgelöscht von der fleißigen Hand der Menschen. Wie heimele mich diese grüne Ebene mit ihren Dörfern, ihren Menschen, mit ihrer milden Luft und ihrem Vögelgezwitscher an, nachdem ich vier Wochen lang den Lärm des Krieges um Pesth herum gehört! Wie friedlich auch dies unermessliche Menschengewirre in Wien gegen jene sonst so

einsamen Ebenen um Pesth! Nichts verräth dem oberflächlichen Beobachter die noch jungen Leiden Wiens, während dort der verwundete Krieger Österreichs, der verstümmelte Bettler im Honvedrock, das endlose Geräffel kommender und abziehender Geschütze, der Wechsel der verschiedenen Truppen täglich, stündlich an den Jammers, an die Verheerung, an das allgemeine Verderben eines unglücklichen Landes mahnt. Und wälzt sich nicht von den Karpaten herab der Strom der Flüchtigen, der elend gewordenen, sogar nach Wien? Über Serbien und Croatien, über Pesth und über Graz eilen die elend gewordenen Sachsen nach Wien herauf, in die Verbannung gejagt durch die Schrecknisse im eroberten Siebenbürgen. Mild und gastfreundlich sind sie aufgenommen im kieberen Wien — aber die Magyaren stehen in Pesth, stehen bei Komorn, bis jetzt siegreich — und wann wird Siebenbürgen wieder offen werden seinen unglücklichen Söhnen? Niemals ist ein Volk von dem Schicksal schmähhcher verrathen worden als diese Unglücklichen, denen wohl der Schlachtemmut der treulosen Czeker, aber nicht die höchste Aufopferung für Österreich fehlte. Auch aus Ungarn treffen täglich Flüchtlinge ein.

Wien, 5. Mai. Die letzte wichtige Nachricht aus Ungarn will der Österreichische Correspondent aus einer Pesther Zeitung vom 27. April haben: Einen feierlich proklamirten Abfall Ungarns von Österreich, zugleich eine Thronentsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen für ewige Zeiten. Dieß Auftreten der Debrecziner Junta und die Wahl Kossuths zum Regierungspräsidenten, mit dem Auftrag, ein Ministerium zu bilden, ist der österreichischen Regierung gewiß sehr erwünscht, und in der That hat Kossuth damit seinen Feinden eine Waffe mehr in die Hand gegeben und den Krieg Österreichs gegen Ungarn zur moralischen Nothwendigkeit gemacht. Wenn es den erhitzten Magyaren möglich wäre, sich auf jenen Standpunkt zu stellen, von wo aus die Constituirung des alten Gesamtösterreiches auf gleichen Grundlagen, als eine Forderung der Freiheit und des Glückes der Nationen Österreichs erscheint, wenn sie, sage ich, so parteilos die Sache ansehen könnten,

sie würden wohl den gräßlichen, blutbefleckten Egoismus ihrer Revolution zu Gunsten der Brüdervölker, auch derer, die jenseits der Leitha wohnen, aufgeben. Soll hier eine Minorität dasjenige zerstören, was der Masse der österreichischen Völker theuer ist: das Gesamt Vaterland? Die Frage muß verneint werden, denn wir haben das Recht, gegen den Egoismus und die wüsten drohenden Consequenzen dieser magyarisch-polnischen Radicalen uns zu verwahren.

... Verzeihe man darum dem deutschen Österreicher dasjenige, was man der österreichischen Regierung nicht verzeihen will: die Begeisterung für einen großen, machtvollen, unabhängigen österreichischen Staat. Solange wir deutsch sind, und wir werden es immer seyn, geht unsere Liebe und unsere Kraft für Deutschland nicht verloren.

Wien, 8. Mai. Die Wichtigkeit des ungarischen Krieges ist nicht mehr eine österreichische allein, das Unterdrücken dieses Aufstandes ist ein Interesse aller europäischen Staaten, welche die historisch entstandenen Fundamente der europäischen Staatenordnung aufrechterhalten und der Calamität eines Weltkrieges ausweichen wollen. Aus Cottas „Allgemeiner Zeitung“, Augsburg

Siebenbürgens Kind

Von Joseph Marlin

Die Wolken gehn, die Winde rauschen,
Zieh'n all' in's ferne Land;
Wie möcht' ich mit den Wolken tanschen
Und ziehn ins Heimatland!
Du fremdes Kind! so fern geboren,
Was singst du sehnsuchtsvoll?
Hast wohl dein Paradies verloren,
Dem heiß die Seele schwoll?

Laß ziehn und ziehn die Wolkendüfte,
In fernen Ländern wehn!
Streu deinen Kummer in die Lüfte,
Sollst nicht in Leid vergehn!

Die Ferne freut sich auch der Sonne,
Gibt reiche, neue Lust;
Die Ferne wahrt die Liebeswonne
Für die verletzte Brust!

Die Wolken gehn, die Winde rauschen,
Zieh'n all' in's ferne Land;
Wie möcht' ich mit den Wolken tanschen
Und ziehn ins Heimatland!

(1848)

Aus der Jugend des Dichters Joseph Marlin

Am 27. August 1824, gerade als die Sonne im Zenith stand, d. h. zwischen zwölf und ein Uhr, grüßte ich die Welt, ohne zu schreien, mit behaglicher Säuglingsfreude. Solches hat man mir erzählt, anderer Säuglings-Gewohnheiten nicht zu gedenken, die ein Erbteil der Nachkommen Adams sind.

Ich war etwa 8 Jahre alt, als in Mühlbach, in der Gasse, wo unser Haus stand, ein fürchterliches Feuer ausbrach. Es war Palmsonntag, an einem heiteren Tage, zur Zeit, wo alle Bewohner des Städtchens beim Mittagstische saßen. Niemand war vorbereitet; in einer Viertelstunde stand die halbe Gasse in Flammen! Meine Mutter ergriff mich und meine Schwester an der Hand und eilte mit uns wehklagend die Gasse hinauf, um in einer andern eine Zuflucht für uns zu erbitten.

Der Anblick war schrecklich! Hoch empor prasselten von allen Dächern die Flammen und lohten hinauf in die heitere Luft, in den blauen Himmel! Mit unaufhörlichem Geräusch erfüllte die Luft das Krachen der Balken, der Fall der Ziegeln, das Rollen der Feuer-

springen, das Geschrei der Bewohner. Diese Szene steht mir frisch und klar im Gedächtnis, als sei sie gestern vorgefallen.

Endlich erreichten wir ein sicheres Haus, aus dessen Fenstern wir jedoch die unglückliche Gasse übersehen konnten.

Meine Mutter zog mich auf die Knie und ich betete zitternd und unverständlich für jeden Umstehenden, aber verständlich für den, der allein helfen konnte.

Mit jeder Viertelstunde kamen Nachrichten von dem Fortschreiten des Feuers. Plötzlich hieß es, das Feuer habe unser Haus erreicht. Meine Mutter sank leblos auf einen Stuhl — aber in dem Augenblick stürzte ein Knabe, der zu den Einwohnern unseres Hauses gehörte, herein und meldete, das Feuer habe wunderbarerweise unser Haus übersprungen und die jenseits stehenden Nachbarhäuser ergriffen. Bald kamen auch mein Vater und mehrere Einwohner herbei und bestätigten mit Freudentränen die Nachricht des Knaben.

Mir aber kam diese Rettung wunderbar vor und ich nahm den Knaben beiseite, um ihn zu fragen, wie das gekommen sei. Der Knabe erzählte zu meiner großen Verwunderung, der liebe Gott sei auf einem rosenroten Wäglein mit schneeweißen Pferden in unseren Hof herabgefahren und habe solange daselbst verweilt, bis alle Gefahr für das Gebäude vorüber gewesen sei.

Das Sonderbarste war, daß ich kein Wort von der Sache glaubte und dennoch diesen unmittelbaren göttlichen Schutz als unserem schönen Hause gebührend betrachtete und nicht unterließ, mich so oft als möglich desselben zu rühmen.

Diese Rettung hatte unser Haus, beiläufig gesagt, seiner wichtigen Lage zu danken. Geriet nämlich das ungeheure Dach desselben in Flammen, so war die höchste Gefahr für die nahe Kirche vorhanden, welche, da sie in der Mitte des Städtchens stand, den Brennstoff sodann nach allen Seiten verstreut hätte. Dies einsehend, bestiegen die tüchtigsten Einwohner die Lusttreppe des Hauses, schleppten Wasser hinzu und mittels ihrer Sorge und der hohen Feuermauern des Hauses gelang es, den Brand abzuwenden.

... an den Schluß meines dreizehnten Jahres fällt mein erster schriftstellerischer Versuch. Es war eine schaurige Sage; ich teilte sie in Kapitel, deren ich immer eine gleiche Anzahl für einen Band wählte: Jeder Band wurde einzeln geheftet und mit einem Umschlag von buntem Papier versehen. Das Ding umfaßte indes schwerlich zwei Bogen und ging, nachdem es meine Schwester höchlich vergnügt hatte, verloren.

In den Sommer dieses nämlichen Jahres, wo ich die Humanitätsstudien begann, fällt ein äußerst unheimlicher Eindruck. Es war dies das unheilvolle Jahr, wo die Cholera Siebenbürgen heimsuchte.

In Mühlenbach bestand der Gebrauch, daß die Schulknaben jede Leiche mit Gesang begleiten mußten. Dieser Gebrauch wurde drückend, als die Cholera jeden Tag ihres Wachstums mit Leichen bezeichnete. Mit einem unheimlichen Gefühl wohnte ich der Beerdigung der ersten Opfer bei. Dumpfe Angst sowohl als Mitleid preßte nach jeder Bestattung meine Seele. Da wurden meine Eltern durch amtliche Geschäfte veranlaßt, nach Hermannstadt zu reisen. Mit freierem Aushatmen vernahm ich die Nachricht, welcher die Abreise auf dem Fuße folgte.

In Hermannstadt war noch alles ruhig. Wir verbrachten einige heitere Wochen daselbst, nach deren Verlauf mein Vater wieder nach Hause entlassen wurde. Oh' wir aber noch abreisten, brach die Seuche auch daselbst aus, und zwar desto schrecklicher für den Anblick, da die volkreiche Stadt zahlreiche Opfer der Erde zu übergeben hatte. Wir reisten ab; es waren herrliche Augusttage. Die Dörfer, die wir passierten, lagen in dumpfer Stille da.

Die Glocken läuteten zwar fast ununterbrochen, aber die Einwohner hielten sich verborgen, niedergedrückt von der Gegenwart des Todes. Dieser blaue Himmel, diese freundliche Sonne, die grünen Flächen, diese Gärten so reich an Obstbäumen und schon reifenden Trauben, kurz all dieses frische Leben der Natur machte einen traurigen Gegensatz zu der Todesstille der Dörfer, zu den

niedergedrückten Gestalten, die hie und da über die Gasse schlüpften, dem einförmigen Sterbegeläute.

Als wir in Mühlbach ankamen, könnte uns von neuem Geläute entgegen! Aber es war das letzte Opfer! Wir fanden das Städtchen ruhig, wieder aufatmend in freier Lebenslust, denn man zählte bereits mehrere Tage, wo keine Opfer gefallen waren. Wenige Wochen und der Beginn des Herbstes mit seinen Vergnügungen verjagte die letzten trüben Wolken von Unruhe aus dem Städtchen. Doch blieb die schreckliche Seuche noch lange in traurigem Gedächtnis, da sie ja fast alle Familien eines geliebten Mitgliedes beraubt hatte.

Von dem ersten Liebesverhältnis, das ich je gepflogen, will ich noch erzählen: Gegenüber den Fenstern meines Zimmers, welches ich in dem Hause jener bereits erwähnten Familie noch immer bewohnte, befand sich das Gemach eines äußerst jungen, lebhaften Wesens, dessen mutwillige Augen, gerüstet mit Naivität und einem Teilchen Koketterie, sich auf eine wunderbare Art in mein Herz gebohrt hatten.

Mein Verfahren, das Verhältnis anzuspinnen, war unwillkürlich und seltsam.

Ein kleines, meist offenes Gärtchen schied die beiden Wohnungen. Die Aussicht aus den Fenstern war zu meinem Glück sehr einförmig. Rundherum nur hohe, fensterlose Mauern, hölzerne Gebäude und einsame Höfe. Diese Beschaffenheit der Gegend kam mir zu statten.

Sie war eines Tages allein zu Hause. Nach verschiedenen Neckereien aus den Fenstern verfügte ich mich in das Gärtchen, um bequemer mit ihr zu plaudern. Ein alter, mürber Pfosten lehnte an der Wand und ging bis in das nicht hoch gelegene Fenster. Ich drohte ihr eben mit einem Besuch; sie lachte lockend, mit einer Unbesonnenheit, wie sie nur Liebende empfinden, kletterte ich sofort an dem Pfosten empor und saß im Nu auf dem offenen Fenster. Erschrocken und entzückt, nützte sie mich vollends in das Zimmer hinein, und in der That, wenn ich bedachte, daß ich durch diese That,

Erkenntnis

Von Ernst Kühlbrandt

Ich erfuhr es und empfand es
Oft in meinem Lebenslauf:
Tausend Worte des Verstandes
Wiegt ein Wort des Herzens auf.

Das Lachen aus der Gruft

Von Erwin Neustädter

Es ist so lange her, daß nur noch die ältesten Grauköpfe davon zu erzählen wissen, darum ist es aber nicht weniger wahr. Und es ist nicht nur wahr, weil es wirklich geschehen, sondern vielmehr noch, weil es immer wieder geschehen könnte — solange unsere Berge nämlich den sonderbaren Tropfen in jedes echten Kroners Geblüt träufen, der es mit Zeit und Ewigkeit trozig lachend aufnimmt.

Damals, als auch die Obrigkeit noch sächsisch fluchte; als auch die drei „Blauen“, die Büttel, für die Stadt zu viel waren — sofern man sie nicht als letzte Vertreter ihrer einstigen Machtbefugnis gelten lassen wollte — damals, als die Maschine auch hierzulande einzudringen und der besinnlichen Handarbeit den sicheren goldenen Boden wegzufressen begann: da wandelte noch des reichen Buertmes Turmgestalt durch diese Gassen. Und so wie der Großen Glocke Klang jedem Kroner Ohr vertraut war, so dieses mächtigen Leibes Lachen, wenn es ob einer saftigen Scherzrede oder derben Posse Widerhall weckend durch die Gassen mit ihren gewölbten Torgängen rollte.

Der Letzte war er einer langen Ahnenreihe von Tuchmachern, des Gewerbes, das den Namen der Stadt weithin berühmt gemacht und das nun seinen Todeskampf kämpfte gegen die Maschine. Er sah es kommen, das Unvermeidliche; er wußte, daß er auf verlorenem Posten aushielt. Aber: „Ich und mein Haus, wir wollen nicht der Maschine dienen. Ich pfeife auf den Dampf, wie er auf euch pfeift!“ Und dabei blieb es. Er wusch die Tuche wie bisher im Bächlein der Burggasse und spannte sie wie vordem auf dem Rahmenberg in die Sonne. Und sie waren ohne Fehl und dauerhaft wie immer, und viele der alten Kunden blieben ihnen treu, aber was half das? Rings um ihn bröckelte es ab; seine Genossen sah er unter- oder übergehen zum Feinde, einen nach dem andern; er auf seinen wohlgefüllten Truhen und Kasten ragte noch wie ein Fels aus der Flut, aber für wie lange?

Man wußte nicht genau, wie es um ihn stand, aber man sah ihn gewichtig und würdevoll zum Räte wie zum Schoppen schreiten wie ehedem, und wenn er den Bauch am Wirtstische rieb und die Weingeister in ihm rumorten, konnte der alte Buertmes noch immer zu einem übermütigen und zu allen Streichen aufgelegten Jungen werden, und sein Lachen rollte noch ebenso machtvoll durch des Weinkellers Gewölbe, daß die halbvollen Fässer hallten: „Laßt nur“, lachte er, „laßt nur die Nimmersatten! Erst fressen sie einander und dann noch, zum Schluß, den Aft, auf dem sie sitzen! Frohe Mahlzeit!“ Es gab aber welche, die immer und überall etwas zu wittern haben, und die wollten heraus hören, daß dies Lachen nicht mehr so behäbig und unbekümmert klinge wie vordem, sondern eher herausfordernd, wenn nicht gar vermessen.

Eines Abends nun war er in der gewohnten Runde nicht erschienen. Und bald lief das Geraun um, es habe der Tod zum erstenmal bei ihm angeklopft. Und wirklich, als er nach etlichen Tagen sich wieder blicken ließ, waren Mund und Auge etwas schiefgezogen, so als zielte er, und der eine Fuß schleppte ein wenig nach. Er aber schien dason nichts wahrhaben zu wollen, denn so sichs einer einfallen ließ, eine bekümmerte oder gar mitleidige Miene aufzu-

segnen, dankte er mit solch ulkigem Pfeffer, daß all die Gassen hinter ihm her zwinkerndes Schmunzeln und Kopfschüttelndes Staunen ihm folgten: „An dem wird noch die Hippe schartig!“ nickten sie. „Der setzt sich mit dem Leibhaftigen an den Tisch, und ob es auf Vertrag, ob es auf Guff ankommt — ich wage nicht zu wetten; wer den andern in den Sack kriegt!“ raunte es achtungsvoll hinter ihm her. Und weil es just um Vesperzeit war und nach dem langen Sonnentag nun ein erstes erfrischendes Lüftchen das Tal hinunterfloß, war schon mancher vor Werkstatt oder Laden getreten oder hatte sich gar schon aufs Bänkchen vors Haus gesetzt, so daß des Grüßens und Raunens kein Ende war.

Wie aber reckten sich die Hälse, als er nicht den gewohnten Weg zum Schoppenkeller einschlug, sondern, als sei das selbstverständlich, die Schritte hinanslenkte vor die Stadt, dem Schloßberg zu. Was mochte er vorhaben? Das war nicht Brauch dazumal, und überdies, erst jetzt fiel das richtig auf: warum hatte er denn sein Feiertagsgewand aus eignem, feinstem, dunkelblauem Tuche angefan?

Er schritt indes des Weges dahin wie einer, der seines Zieles gewiß ist, gleichwohl aber Zeit hat. Er ließ die Blicke hinauf zu des Himmels blaßblauer Ceide gleiten, unter deren Glanz mit schrillum Zwitschern die Schwalben schon die Abreise rüsteten. Und sein Auge umfaßte die Hügel ringsum, die mit runden Buckeln und langen Rücken sich wohligh in der Sonne lagerten, friedlich um die Stadt geschart, wie gute mächtige Tiere um ihren kleinen Hirten. Obgleich die Sonne noch über dem Raupenberg stand und kein Abendrot entzündet hatte, waren sie doch wie sachte von innen erglommen, und der Alte nickte versonnen: „Die rüsten Heuer aber früh für den Winterpelz!“

Merkwürdig, wie müd dieser kurze Weg ihn heute machte! Er nahm den Hut vom Kopfe und wischte sich die perlende Stirn. „Ja, ja“, lächelte er vor sich hin, „deshalb kommen wohl auch die meisten dieses Weges gefahren, weils Gehen ihnen zu sauer wird“, und damit klinkte er das Pförtchen zum Friedhof auf. Hier, im

Schatten der Ulmen, Platanen und Linden war es kühl, kühl beinahe wie in einem Keller. Er setzte den Hut wieder auf und sog die Luft witternd und prüfend tief ein, doch schien er nicht das zu finden, was er erwartet; all das sommerliche Geblähe strömte jetzt seinen stärksten Duft aus, erfrischt und kräftig durchmengt vom Erdgeruch, den des Totengräbers Begießen geweckt. Wie ein Rausch des Lebens brauten Duft und Beleuchte über all dem Dahingegangenen, und groß schauten die ewigen Berge herein.

Tief zog der Totengräber, der etwas wunderliche Mieskes Misch, den Hut, als er den reichen Buertmes gewahrte, der nun zur Gruft seiner Familie schritt. Was mochte den nur herführen? Der erschien doch Jahr für Jahr nur einmal, am Todestage seiner Frau, um nach dem Rechten zu sehen und ihm, dem Misch, ein Trinkgeld zu geben, damit er die Gruft standesgemäß in Ordnung halte. Nun, das Geld hatte er hener wie immer bekommen, aber was den Schmuck der Gruft betraf, da hatte er nicht das beste Gewissen. Da es weder Mischens Art war, rasch zu denken, noch sein Beruf dies erforderte, hatte er ziemlich lange gebraucht, bis er es zum Einfall und Entschluß gebracht, ein paar Topfpflanzen hinzutragen, die er, wie er sagen wollte, eben erst fortgenommen, um sie abzuspülen.

Ehe er dies aber ins Werk setzen konnte, hörte er sich schon angerufen und sah, wie der alte Buertmes ihn mit seinem Stock heranzuwinkte.

„Jetzt kommt es“, stöhnte Misch insgeheim, denn mit des alten Buertmes Stock Bekanntschaft zu machen, wenn man kein gutes Gewissen hatte, war nicht ratsam, so sehenswert er auch sein mochte. Stadtbekannt war er und seiner Haltbarkeit wegen berücksichtigt. Von einer Reise hatte der Alte ihn mitgebracht, von Konstantinopel, wenn nicht gar von noch weiter her aus dem Morgenland, so ging die Rede. Schlangenartig gefleckt war sein fremdländisches Holz und lief oben, höchst absonderlicherweise, in eines drallen Weibchens Rumpf aus, das, der Himmel mochte wissen warum, sich vornüber neigte und im eignen Fischschwanz verbiß. Vielleicht tat es

das nur, um solcherart einen ringförmigen Griff zu bilden, — wer kann es sagen?

Nun, wie immer, es war dies sicher ein sehr merkwürdig Stück, und doch schob Misch sich nur sehr widerwillig und vorsichtig heran. Denn es war kein Geheimnis, daß dieses Steckenweib den Teufel im zierlichen Leib hatte, wenn sein Herr in übler Laune um ihn die Faust schloß.

Buertmes aber sah den Misch gar nicht an, sondern wies nur mit dem Stock auf den Gruftdeckel und sagte ein einziges Wort: „Aufmachen!“ Misch traute seinen Ohren kaum. Wie? Was? Er sollte die Gruft öffnen? Er wollte Einwände erheben, irgend- etwas von Berufsvorschriften vorbringen. Als er aber in des alten Riesen zielendes Auge sah und sein Blick am Schlangen- oder Weibstecken oder wie das Teufelsding zu benennen sein mochte, herabglitt, der noch immer auf die Deckplatten wies, wagte er nur die Ausflucht: die seien ihm allein zu schwer, und der Gehilfe sei ausgegangen. Der Alte maß ihn spöttisch von der Seite, sah sich dann kurz um, hob den Stock und wies auf ein unweit begonnenes Grab: „Die Spitzhaue!“ befahl er. Misch wollte es scheinen, er sei verzaubert; eh er sichs recht versah, hatte er sie auch schon geholt und war dabei, dem Wink des stummberedten Stockes folgend, sie durch die Ringe der Deckplatte zu stecken. Dann beugte sich der Alte nieder, faßte mit der Linken zu, während er, der Misch, mit beiden Händen zupacken mußte, und: Ho—ruck! war die erste Platte gehoben. Also geschah es auch mit den beiden anderen. Dann stand der Alte und sah, über den Stock geneigt, aufmerksam hinunter.

Ein dumpfig kühler Modergeruch stieg langsam in den lauen Sommerabend. Sauber geschichtet lagen dort unten etliche Särge, ungesüg und spinnwebumzogen, aus gediegenem, schwerem Eichenholz. Als wären sie eingekellert! — schoß es dem Alten durch den Sinn. „Wie den Wein sperrt man auch in ein Eichengehäuse“, spann er den Faden weiter. „Erst gibt es einen Aufruhr, ein Gären und Rumoren, und dann kommt das große Rasten, die tiefe Ruhe. Eigentlich ein ganz friedlicher Gedanke. Hm. Und der Wein wird,

je länger er liegt, desto feuriger, edler, reiner, — wie ist das nun eigentlich mit unsereinem?!“ — Den Stock vor die gespreizten Beine gestemmt, die Hände darauf verschränkt und die Stirne gerunzelt, starrte er eine Weile hinunter.

Auf einmal langte er in die Westentasche, holte zwischen zwei Fingern etwas Glänzendes draus hervor und hielt es Misch unter die Nase: „Zur Sonne, Misch! Einen halben Eimer Kuländer, vom zwanziger Jahrgang. Aber dalli!“ Dem Misch, dem armen, wirbelten die Sinne: ein Gulden flimmerte ihm da vor der Nase. Ein ganzer, dicker Gulden! Und in die Nase stieg ihm schon des Kuländers verführerischer Duft, den er bislang von ferne nur geschnuppert, wenn's reiche Hochzeiten und schwere Gastereien gab, dort in der „Sonne“, die, so recht wie das Widerspiel des Friedhofs, am anderen Ende der Schloßbergzeile ihr gastlich Tor für jedermann geöffnet hielt.

Dies liebliche Zusammenklingen, dieser wahre Nasenzauber, lächelte alle Bedenken fort, die sich langsam hatten vorarbeiten wollen. Er machte eine unbeholfene Bewegung, doch ehe noch die Frage über die schwere Zunge konnte, kam schon die Antwort: Ja, ja, er warte hier. Her solle er den Wein bringen und — zwei Gläser nicht vergessen!

Dies wollte den Misch nun doch wunderbarlich bedünken, der Schlangenstock aber wies ihm mit solchem Wink den Weg, daß er sich schleunig trollte und erst vor dem Tor bedenklich hinterm Ohr kratzte. Ihm war nicht ganz geheuer. Der alte Buertmes, das war so ein Kapitel! In der Stadt wußte man gar manchen Vers darans zu erzählen, wenn auch viel schwerer sich einen drauf zu machen. Aber andererseits war er doch auch ein ehrenfester Bürger, fürsichtigweiser Hundertmann und Presbyter, also gewissermaßen Obrigkeit! Und überdies — er war der reiche Buertmes! Vielleicht wollte er sich bloß nobel zeigen und leutselig für diesen kleinen Dienst und ihm nach einem Gläschen Zutrunks das ganze Übrige spendieren? In Gottes Namen denn! Der Gulden in der Hand zog — wie ein Gaul, der stallwärts strebt — zur „Sonne“

hin, und Misch, der Gräber, folgte ihm und schunkelte davon mit Kopfschütteln und Ohrenkrägen.

Als er zurückkam, äugte er von draußen schon, durchs Gittertor, nach des Alten Turmgestalt. Doch als sie nirgends zu erspähen war, da kribbelten all die leisen Zweifel, die er unterwegs in den Sack gesteckt, im Nu hervor und zwackten ihn in einer Art, daß er das faule Schunkeln ganz vergaß und durch das Pfortchen und zwischen den Gräbern hinsetzte wie ein gestiefelter Gorilla.

Pogtaufend, riß er aber Mund und Augen auf, als er dann vor der offenen Gruft stand. Saß da nicht auf ihrem Grunde, fein säuberlich auf sein kariertes Sacktuch hinplaciert, um sich das Feiertagsgewand nicht zu beschmutzen, im Kreis der Särge der alte Buertmes, zu seinen Füßen die Reste einer zerbrochenen Leiter! Ganz friedlich saß er da und lächelte zu ihm, der ganz verbattert hinabguckte, empor. Ja, was zum Henker hatte denn der alte Goliath dort in der Gruft zu suchen?! Niemand hatte dort etwas zu suchen außer ihm, dem Totengräber Misch, und den, nach Brauch und Sitte, ihm anvertrauten stillen Mietern!

Doch bevor er noch vom Lauf und vor Entrüstung zu Atem und zu Worte kommen konnte, rollte es dumpf von unten: „Der Tropfen kommt mir eben recht, Misch! Her damit!“ Zugleich erhob er sich und trat heran und hatte mit einem Griff, ehe sich Misch dessen versah, den Korb mit Wein und Gläsern, den jener an den Rand der Gruft gestellt, herabgehoben. Erst als er eine der Flaschen prüfend gegen das Licht hob, fand Misch zur Sprache zurück: „Das ist er schon, der Kuländer, der richtige! Der Wirt selbst hat ihn geholt, als ich gesagt, für wen er sein sollte“, versicherte er eifrig.

Dann aber, als hätte er hiedurch gleichsam Bresche geschlagen in seine Sprachlosigkeit, drängte hastig stolpernd der besorgte Unmut hinterdrein: „Wie zum . . . wie in Gottes Nam' ist Euer fürsichtig Weisheit daherein geraten?“ — „Auf der Leiter da“, deutete trocken der Alte. — „Ja, aber . . .“ — „Wollt mir mal meine künftige Behausung von innen beschauen und Zwiesprach

halten mit den älteren Jahrgängen, eh ich auch dies Faß da aufs Lager lege“, und er patschte sich auf den Bauch und lachte, daß es gewaltig hallte in dem hohen Gelaß. — „Ja, aber . . .“, begann der Misch wieder und sah nachdenklich zu den Stücken der Leiter nieder, „aber . . .“ — „Larifar!“ schnitt ihm der Alte dazwischen und ordnete an: „Gib mal die Hand her!“ — „Ja, aber . . .“, zögerte dieser, „so könnt Ihr doch nicht heraus. Ich muß eine andere Leiter holen.“ Aber da hatte der Alte Mischs Hand schon gepackt, ein Ruck, ein Stemmen und Auffangen — so wie man mit einem Kinde spielt — und der Misch stand auf einknickenden Knien unten in der Gruft vor dem gewaltigen Bauch. Ganz entgeistert starrte er ihn an: „Ja aber . . .“ — „Setzt Schluß mit allen Ubers!“ polterte gutgelaunt ob seiner gelungenen List der Alte und kramte vor den flatternden Augen des Verdatterten im Hosensack. Als er endlich ein Taschenmesser daraus hervorzog, diente dies Mischchen nicht gerade zur Beruhigung. Unmerklich ließ er sich noch tiefer in die Knie sinken, und wie er so, den Kopf tief zwischen den Schultern, die Augen ängstlich böse huschend, mit lang hängenden Armen am Boden nach einem handfesten Stück der Leiter fingerte, da glückte er wirklich auf ein Haar einem der traurig-türkischen Vierhänder, welche die Bosheit ihrer Herren zu Misanthropen gemacht. Der Alte hatte aber offenbar anderes im Sinn, als Misch den Garaus zu machen: statt der gefürchteten großen Klinge ließ er den Korkzieher herausschnappen, nahm eine Flasche, bohrte ihn ein, zog — ohne die Flasche zwischen die Knie zu klemmen! — und Klacks! war der Kork, der ihr gute dreißig Jahre fest im Halse gefessen, draußen. Buertmes hob die Flasche an die Nase und sog den Duft ein. Sein Auge blinzelte und hob sich aus der Grube moderigem Däster hinauf ins Freie, wo nun der Himmel fanfarenrot durchs Blattwerk flammte. Dunkles Flöten später Umseln und Wogen von Duft und Lanheit zogen durch die abendlichen Schatten all des üppigen Wachstums.

Merkwürdig! spintifizierte er; da ist dieser Saft nun dreißig Jahre im Dunkel gelegen, und aus dem trüben, schalen Zeug ist in der Zeit solch Wundertrank geworden, der Geist und Feuer in alle Adern strömen läßt. Gibt es nichts in uns, was sich ähnlich kelter, ausgären und ausklären ließe wie dieser — zur Labe späterer Geschlechter? Er senkte den Kopf und maß die Särge mit einem zweifelvollen Blick.

Da störte ihn aber ein Räuspern aus dem Sinnen. Misch hatte sich bedacht inzwischen und entschlossen. Es ging ja doch nicht an, mit Weinflaschen hier in der Gruft herumzustehen! Er mußte dieses irgendwie dem fürsichtigweisen Herrn bedeuten — vielleicht, indem er zu verstehen gab, daß es Zeit sei, den Friedhof abzusperren? Aber er kam nicht dazu.

„Gib mal die Gläser her, Misch!“ kam ihm der Alte wieder zuvor, und ehe Misch recht wußte, wie es zugegangen, hatte er schon ein Glas, gefüllt mit herrlich duftendem Muländer in der Hand und hörte des Alten Stimme: „So, dies erste auf gute Nachbarschaft!“ und sah ihn den Arm im Kreise schwenken. — Nun, Gott mag wissen, was den Fürsichtigweisen da ankommt, dachte Misch. Dies gilt aber ganz offenbar dir, und da mußt du wohl Bescheid tun, und so murmelte er ein „Zusiel der Ehre!“, versuchte es mit einem Kraxfuß und trank. Er trank, schlürfte und sog, als auch der letzte Tropfen den Schlund schon längst hinabgeglitten war, und, ganz im Nachgenuß verloren, ließ er dem ersten Kraxfuß noch einige weitere folgen.

Da hörte er die Flasche glucksen und merkte, daß sich das Glas in seiner Hand wieder gefüllt hatte. Ei, das geht ja ganz wunderbar zu heute, staunte er vor sich hin und sah mit schon halbverschleierten Augen wie sich der Alte sorgsam aufs Sacktuch niederließ. „Ja“, brummte er dann, „wenig Bequemlichkeit, Misch, da in deinem Hotel! Beim Pokulieren wie beim Rat müssen die Beine feiern, sonst wird nichts Rechtes draus. Verstanden?“ Und er klippte mit dem Schlangenstock Misch an den Bauch. — „Wie belieben?“ stotterte dieser ganz verdurst und hätte den Wein fast

verschüttet. — „Na, na“, begütigte der Alte, „daß dies Logis darauf nicht eingerichtet, das ist nicht deine Schuld. Aber, was ich sagen wollte“, und er zwinkerte wunderbar mit dem zielenden Auge, „wenn ich mal da herinnen liege, wenn dies Faß da eingekellert wird“ — er pochte feierlich auf seinen stattlichen Bauch —, „dann kannst du statt des Grünzeuges dort ein Bänkchen hinstellen und hin und wieder, so um die Schoppenzeit, einen Humpen Ruländer dazu — vielleicht, daß einer von den Stammtischbrüdern sich her verirrt, oder sonst einer, dem nicht eben zu lachen zumut. Und es würde mich bedünken, nicht ganz unnütz da unten zu liegen, wenn solch einer, erheiterten Gemütes, ihn auf mein Gedächtnis leert und leichter von dannen geht, als er gekommen. — Na, und jetzt ex! Auf die Gemütlichkeit!“ — Der Misch, dem das von dem Gedächtnishumpen wie Glockenläuten klang, hatte, wenn auch nicht alles, so doch das begriffen, daß dem Alten ein Trost geschehe, wenn man den Humpen leere, und dazu war er von Herzen gern bereit und tat fröhlich Bescheid.

Und mit jedem Glase wußte er weniger einzurwenden gegen diese sonderbare Feier; mit jedem Glase dünkte ihn selbstverständlicher, was der alte Goliath da vorbrachte und hochleben ließ. Er, der Misch, war doch in manchem Grab, in mancher Gruft schon geseffen, wenn er verschmauste von seiner Arbeit; so fröhlich und so leichten Sinnes aber noch nie. Und aus seinem dankbaren, aufgeloockerten Gemüte stimmte er alsbald, da ihm nichts Besseres einfiel, seinem Uberschwang an die Luft zu verhelfen, Lieder an. Er brauchte da nicht lange zu tüfteln und zu wählen, es stellten sich von selbst die ein, die er am häufigsten zu hören bekam, und die, wie er in seiner Einfalt glaubte, ganz trefflich zur Gelegenheit paßten. Mit „Nun danket alle Gott“ fing es an, setzte sich fort „Mit einem Fuß im Grabe“... und der ganzen Reihe erbaulicher und betrachtamer Begräbnislieder. Das dünne, brüchige Stimmchen schwebte aus dem Dunkel hinauf ins Dämmer, in das sich schon die ersten Sterne wirkten, und — nun war die Reihe an den alten Goliath gekommen, verdutzt zu schauen und mit seinem

„Ja aber...“ zum Schweigen gewinkt und gesungen zu werden. Jetzt ließ sich der Misch nicht mehr beirren, und als sich der Alte einmal überzeugt, wie es um ihn stand, klopfte er ihm die Schulter und ließ ihn gewähren, indes er selbst, mit einem eigentümlichen Lächeln um den schiefen Mund, zu einem Stern hinaufzielte.

Er stand und sah hinauf und war so versunken, hatte so gänzlich vergessen, wo er war, und daß er wohl auch wieder mal da herausmüsse — sintemalen er doch noch nicht zu den ordnungsgemäß hier Einquartierten gehörte —, daß er es als höchst unliebsame Störung empfand, auf einmal Stimmen und Schritte zu hören. Offenbar durch Mischs Gesang gelockt, kamen sie näher und näher. Als die, die zu ihnen gehörten, so nahe heran waren, daß er die Schatten der Gestalten gegen den Himmel unterscheiden konnte — allem Anschein nach war es Mischens Ehehälfte und sein Gehilfe —, langte er wortlos nach hinten, packte den singenden Misch am Kragen und am Hosenboden und stemmte ihn, der jäh verstummte, hinaus, den Schatten vor die Füße. Ein entsetzter Aufschrei, ein Zurückprallen. Und als nun der Alte, wenn auch auf das Sanfteste, seinen Faß ertönen ließ, sie sollten eine Leiter herschaffen, da machten sie so hastig kehrt und warfen so die Beine, daß ein Schlappschuh in jähem Schwung dem Alten an die Glase flog. Dieser brach in ein Lachen aus, wie es dieser Ort wohl noch nie vernommen — es hallte und prallte, als sei eine Fuhre hoher Fässer ins Rollen gekommen. Gerade dieser Umstand aber, und daß Misch, so wie ihn der Alte herausgestemmt, nun vor der Gruft auf bloßem Boden sitzend, alsbald wieder mit seinem Singsang anhub, machte den Ausgerissenen Mut, sich endlich wieder, wenn nun auch mit Windlichtern und Knütteln wohlversehen, zu nahen.

Nun war die Lage bald geklärt, das heißt, so weit dies dem alten Buertmes nötig oder dienlich schien. Nach der lieben Mitbürger Dastuhalten blieb allzuviel in Dunkel gehüllt. Denn was der Ruländer und Gesang mit einer simplen Nachprüfung der Gruft zu tun hatten, war nicht so leicht einleuchtend zu erklären,

besonders da Misch dicht hielt und es zu einer verbürgten Aussage des Alten nicht mehr kam. Denn schon nach wenigen Tagen, als sich das Für und Wider ob dieses Argernisses in all den Kranz- und Stammtischrunden noch keineswegs beruhigt hatte, verkündete die Große Glocke allen den aufhorchenden Ohren und weit über die Dächer hin den Bergen, daß nun das große, freie Bürgerlachen ausgeklungen in diesen Gassen und davon gezogen in ein ander Land.

Und jetzt erst sickerte es langsam durch und lief von Mund zu Mund, was des Alten letztes Wort gewesen, als er aus seiner Gruft herausgeklettert: Nun habe er seine künftige Bleibe eingeweiht und gedenke sich drin wohlzufühlen und fein abzuklären bis zum Jüngsten Tag — damit er sich dereinst vor dem Kuländer nicht zu schämen brauche.

Es gab ein großes Kopfschütteln, und die Meinungen waren sehr geteilt ob der Deutung dieses Ausspruches, und ob der geistigen sowie kirchlichen Vertrauenswürdigkeit dessen, der ihn getan. Als aber vollends die Sache mit dem Gedächtnishumpen ruckbar wurde, spaltete sich die ganze Bürgerschaft in zwei Lager, deren eines sich über den scheulosen Spötter oder Narren empörte, während das andere den Wohltäter und Weisen verehrte. Es fehlte nicht viel, daß die Partei derer, die sich durch das Verbot der Behörde, den Gedächtnishumpen aufzustellen, geschädigt fühlte, einen Prozeß anstrenge.

Misch, der sich in wehmütigem Gedenken und Trostverlangen ob der einmaligen und wohl unwiderbringlich entgangenen Kuländer-Herrlichkeit oft in der Nähe der Gruft herumtrieb, behauptete steif und fest, daß es oftmals wie verhaltenes Lachen daraus töne. Böse Zungen haben dies Gerede aufgegriffen und dahin gedreht und gedeutet, daß der Alte seine Mitbürger allzu gut gekannt und dafür gesorgt habe, daß, wenn schon nicht sie selber, so doch die andern über sie, mit ihrer ewigen Streit- und Hadersucht und Parteilung, zu lachen hätten.

So böseartig konnte der freundliche Gedanke des alten Buertmes ausgelegt werden!

Er ist dadurch unversehens in eine sehr illustre Gesellschaft geraten, und manchmal, wenn die Torheit der Lebenden es zu toll treibt, ist es wirklich, als wehe das heimliche Lachen dieser Brüderschaft über die Gräber hin.

Ruhe in Gott

Von Georg Maurer

Ach, wie schmerzlich ist die Fülle:
ganz so schmerzlich wie die Leere!
Ob ich angesichts der Heere
goldner Engel einst mich stille?

Oder muß vor freudigen Schmerzen
ich in Gottes Arme fliehen,
um geschüßt an seinem Herzen
in den Frieden einzuziehen?

Wie die Wälder von ihm wehen,
ihn die Teiche flammend spiegeln!
Leiseste Gedanken gehen
noch an seinen strengen Zügeln.

Ihm am Herzen kann ich ruhen. —
Selbst die Himmel sind bewegt!
Unter seinen Flammenschuhen
ist seit je die Welt erregt.

Seine Pulse gehen immer.
Niemals standen sie noch still.
Weilst du auch in seinem Schimmer,
tu und leide, was er will.

Doch sein Herz treibt ungetrieben.
Freu und wein dich an ihm aus.
Und es saugt wie mächtiges Lieben
stets zu ihm dich wie nach Haus.

Einmal ebbten deine Tage.
Und der Fels, an dem dein Blut
brandete zum höchsten Schlage,
ist's auch, unter dem es ruht.

Von alten Glocken

Die versunkene Glocke

Bei Leshkirch ging das Dorf Angderden in Kriessunruhen vor so langer Zeit zu Grunde, daß weder von Häusern, noch Kirche, noch Turm eine Spur mehr zu sehen ist. Aber die Stelle, wo es gestanden, kennt man noch und die Bauern von Alzen hörten vor Jahren bei der Feldarbeit oft ein dumpfes Geläute aus jener Gegend herüberdringen. Sie sagten dann: „Die Angderder Glocke läutet zur Vesper.“ Einst aber trieb der Alzener Schweinehirt seine Herde über das untergegangene Dorf, da geschah es, daß eine Sau die Erde aufwühlte und die verschüttete Glocke freideckte. Und wie der Hirt herzutrat, lag das Tier mit seinen Ferkeln im erzenen Nest. Nach Alzen gebracht, ruft die Wiedergefundene, jetzt als Johannesglocke, zum Gottesdienst.

Die Glocke von Draas

Einst hatte die uralte Draaser Glocke einen so schönen und lauten Klang, daß man sie in Neß hören konnte und die Bürger dort allerlei planten, um sie zu erwerben. Um dem zuzukommen, band ein Bauer aus Draas einen Seidenfaden um ihre Rundung und läutete sie so lange und wild, bis sie sprang.

Volkssagen

Rogate

Von Michael Wolf-Windau

Betende Bauern in langen Reihn —
Sonne strahlt durch die Fenster herein.

In dem schlichten Heiligen Haus
Klingt das Vaterunser aus.

Harte Gesichter, knochig und braun,
Auf zum Bild des Gekreuzigten schaun.

Junges Korn, das der Wind beweht,
Schließen sie ein in ihr Gebet.

In den Bänken in langen Reihn
Beteten die Bauern um Korn und Wein.

Palules

Wie der Heiland und Petrus, so wandelte früher auch Paulus mit Lukas zuweilen auf Erden, die Guten zu beglücken, die Bösen zu bestrafen. Einmal — im Sachsenland — kamen sie sehr hungrig zu einer Hütte. Sie wurden freundlich aufgenommen, doch als sie etwas zu essen erbat, schämten sich die Wirtsleute, daß sie ihnen nichts Gutes bieten konnten und entschuldigten sich, was sie aßen, sei bloß für die Armen. Paulus antwortete, für ihn und Lukas werde es wohl auch gut sein. Da kochte die Frau einen tüchtigen Brei aus Aukuruz, und wie er ausgestülpt wurde, glänzte er wie Gold und dampfte so lecker, daß die heiligen Männer kaum zu warten vermochten, bis auch die Milch in der Schüssel war. Sie aßen daraufhin alles leer. Nachdem sie höflich gedankt, fragten sie, wie die köstliche Speise benannt werde. Man nenne sie nur Brei,

erwiderten die Wirtsleute. „Nun so wollen wir ihr unseren Namen geben; sie heiße fortan Palukes (Paulus-Lukas)“, sprachen die Gste. Und dabei blieb es bis auf den heutigen Tag.

Volkssage

De Johreszejden

Vum Schuster Dutz

Frhjahr An dem Bsch schlo schium de Jnken,
Medcher mt den Ugen zwnken,
Pirscher machen en de Kur.
Alles froat sich und et schneiden
Schium de Geangen af de Weiden
Sich zem irstemol en Flur.

Sommer 40 Grad um Thermometer,
Jrest breallen durstlich Getter,
Schlofrich schlit de Uhr r Steangd.
Af der Ga hirt em't Getettel
Vun em alde Flaschinettel,
Const uch niereft net en Heangd.

Hrwest Riint det Luv u Streoch uch Bimen,
Lantsen zhn de Schwalwen himen,
Halwich drimt uch schium der Luest.
Wivat! Freschen teosend Geangen
An dem Wainjert und de Geangen
Zurpen nnnem Muest.

Wnjter Schwer uch dck rampeln de Flocken,
Mise ske Som uch Broken,
Und fiur Kealde stampft det Kues.
An er Gosluech sejt em Larwen,
Det Gesicht spilt alle Farwen,
Und et treppst uch schium de Nus.

Zeit des sächsischen Namens. Wo es feststeht, in sächsischer Art und sächsischer Sitte, in deutschem Geiste und deutscher Treue, wo es von sich weist, was ihm fremd ist, wo fromme Mütter an seinem Herde walten und ernste Männer es leiten, wo sie Vertrauen haben auf die eigene Kraft und offenen Auges aufschauen zu dem, der ein Schirm ist der Gerechten und ein Helfer der Starken, da wird es wie zu der Väter Zeit nicht nur dem einzelnen eine Feste sein, sondern dem ganzen Volke. Dies ist die Stätte, auf der wir mit unserer deutschen Art unterliegen oder siegen.

Die Büffelkuh

Von Wolf von Aichelburg

Dünn wie Tränenspuren auf der Wange
zieht der Bach Gerinnsel durch den Schotter.
In den Lümpeln schläft er warm und lange
Um die abgesetzten gelben Dotter.
Weiter, zwischen Glimmer sand und Ried,
hat er ganz den alten Lauf verloren.
In den eingedickten fetten Mooren
Brandgeruch die Lachen überzieht.
Aus der Kuhle steigt die Büffelkuh,
schlammgefesselt, aber stark, geruh.
Warmes Sl verrinnt im Gurgelloch.
Klatschend schließt der breitzgähe Koch.
Wurzelnd eingestemmt Hufe Druck
zieht den Leib. Die Kniee sinken ein.
Schollenbrechend hebt ein letzter Ruck —
reglos steht das Tier im nackten Schein.
Ohne Blick und ohne Furcht und Zeit,
stumme Kraft in rauscherfüllter Ruh,
wanke es schwergewiegt dem Wasser zu:
durch den Mittag sonnenblind und weit.

Die Verfolgung

Von Erwin Wittstock

Als ich in die zweite Klasse der Dorfschule ging, hörte ich zum ersten Male von den Christenverfolgungen. Der Lehrer Salmen sagte damals, daß es nicht leicht sei, ein Christ zu sein, und daß ein großer Mut dazu gehöre, seinen Glauben zu verteidigen. Lieber solle man sein Leben lassen, als von dem Glauben abkommen, der das Höchste sei, was wir Menschen besitzen. Diesen Mut hatten die ersten Christen. Und er erzählte, daß man sie den wilden Tieren vorgeworfen habe und daß sie mit großem Stolz einen qualvollen Tod ertragen hätten. Ich habe erst später bildliche Darstellungen dieser Begebenheiten zu Gesicht bekommen und alles so kennen-gelernt, wie es wirklich gewesen ist. Frauen mit schönen Gesichtern, nur in leichte Gewänder gekleidet, Männer mit schwarzen, lockigen Haaren und bereiften Armen, die im großen Theater sitzen und miteinander plaudern, während unten auf dem freien Platz der Arena Mädchen und Jünglinge den Löwen entgegensehen, die sich von den Körpern der Gemordeten abwenden, um nun die noch Lebenden in ungestillter Raubgier anzufallen; oder die brennenden Fackeln, die den Garten beleuchten, auf dessen Wegen die Menschen lustwandeln und sich vor Zuneigung unter dem Arm fassen und, wie deutlich zu erkennen ist, freundliche Gespräche führen. Aber es sind andere Fackeln als jene, die wir kennen. Aus dem schwarzen Rauch, der sich um die Spitzen fergengerader Maste bildet, über den mit Pech verklebten Strohbindeln strecken sich die Arme der Dulder, ihre Haare wehen im Wind, ihre Augen blitzen voll Verzückung und Schmerz zu unsichtbaren Fernen hin.

Diese Bilder haben, so oft ich sie sah, einen großen Eindruck auf mich gemacht und meine Vorstellung so wunderbar ergänzt, daß ich heute wohl alles weiß, was sich von diesen grausamen Zeiten wissen läßt. Damals aber, als uns Lehrer Salmen unterricht-

tete, fehlte mir für das Verständnis der Kämpfe zwischen wehrlosen Menschen und reißenden Tieren diese geistige Gegenwart vergangener Zeiten sowie das eigene belehrende Erlebnis, bis es mir an einem Tage in krasser Deutlichkeit widerfuhr. Denn milder lehren die Bücher den Kampf des Wehrlosen gegen die Gewalt, des Hilflosen gegen den Starrsinn, und anders zeigt ihn das Kunstwerk. Das Leben allein lehrt ihn hart und ohne Schonung und zeigt ihn, wie er ist.

Es war ein Frühlingstag nach beendetem Gottesdienst. Wir Knaben liefen den gepflasterten Kirchhofweg hinab und hatten Sträußchen von Tausendschön und Zitronenblüte auf den Hüten. Da wurde das Tor zum Kirchgarten gesperrt, es traten Daniel Merthen, der Kurator, und Martin Simbringer, der Kirchenvater, uns entgegen. Wir durften den Garten nicht verlassen. Auf der Gasse hörten wir Stampfen, lautes Schreien und das Aufschlagen großer Steine, die mit voller Kraft geschleudert wurden. Der neue Büffel des alten Ligki, den er am Dienstag vom Viehmarkt gebracht hatte, war wütend geworden.

Es hatten sich schon alle versammelt, die aus der Kirche gekommen waren und nach Hause gehen wollten. Die Frauen fragten, wer auf der Straße bei dem Tiere sei. „Herrjeh, wo ist mein Gegi?“ rief die Rothin beklommen, denn sie hatte den Dreijährigen im Gande vor der Kirche spielen lassen. Der Kirchenvater nannte die Namen der Knechte und Männer, die draußen waren, und stieg auf einen alten Grabstein, um über die Mauer zu sehen. Dann durften wir auch schon hinaus; sie hatten das Tier mit ihren Steinwürfen und vielem Schreien über die Brücke und in den Hof des Ligki getrieben.

Man brachte Gegi und legte ihn der Rothin in den Arm, während die Frauen zu weinen anhuben und sie mit lautem Klagen bedauerten. Der kleine Kopf war blutig, und schon fuhr der Wagen vor, der das verletzte Kind ins Krankenhaus der fernen Stadt bringen sollte. Da kam der alte Ligki bedächtig heran. Er war der Älteste in der Gemeinde, doch noch recht rüstig, und verließ das

Gotteshaus immer gemeinsam mit dem Pfarrer und dem Lehrer und lange nach den andern. So auch jetzt. Er kam mit den beiden Männern auf die Bauern zu und wußte noch von nichts. Die Rothin stieg weinend auf den Wagen, indem sie Gezi mit einem dicken, grünen Tuch zugedeckt hielt, zu dem sie sich manchmal niederbeugte, um ihr Gesicht daran zu drücken. Petrus Lizki trat an das Fuhrwerk, steckte das Psalmenbuch, das er in der Hand hielt, in den Kirchenpelz und hob das Tuch auf. „Ihr sollt an den Kosten nicht sparen!“ sagte er, „Ihr sollt dem Doktor geben, was er verlangt. Wir wollen uns dann verkommen.“ — Doch bevor noch das Gefährt die Altsbrücke erreicht hatte, war Gezi schon tot.

Lizki ging über die Brücke auf das Tor seines Hauses zu, es war ein starkes Balkentor, in die hohe Mauer eingebaut, und fest verschlossen; dann prüfte er das Gassentürchen daneben. Hier war der Büffel entwichen, hier war er wieder in den Hof getrieben worden. Der Schlüssel steckte von innen. Der Greis öffnete zu einem Spalt, zog den Schlüssel heraus und versperrte das Türchen von der Gasse.

Ich bin damals zu klein gewesen, um die Zusammenhänge einzelner Begebenheiten zu übersehen, und ich habe, als ich herangewachsen war, mit niemandem über das grauenhafte und rätselhafte Ereignis gesprochen, das all diesem folgte. Aber ich glaube, daß das, was ich damals sah und hörte, genügt, um die Einzelheiten der Vorgänge miteinander verständlich zu verknüpfen.

Andreas Weidner war ein stattlicher Bursche in der Gemeinde, kurz vorher vom Militär heimgekommen, den wir Kinder herzlich liebten; er schenkte uns Hanf für den Peitschenschmiß und Borsten und Kuhhaar, mit denen wir unsere Bälle füllten. Sein Vater war vor einiger Zeit im Gebirge beim Holzfällen von demselben Baum erschlagen worden, der Lizkis Sohn tödlich verwundet hatte. So mußte denn Andreas für drei halbwüchsige Geschwister sorgen und wurde bei dieser harten Pflicht von Lizki, wo es nur anging, unterstützt, obwohl sie keine Verwandtschaft verband. Der Greis war, als sein Sohn bei diesem Unglück das Leben verloren

hatte, mit Katharina, seiner einzigen Enkelin, geblieben, einem zwanzigjährigen, kräftigen und hübschen Mädchen.

Lizkis Hof lag an dem Bache. Der kam durch die Obstgärten geflossen und machte einen Sprung in die Gemeinde; wo er die höher gelegenen Gärten verließ, um die Dorfstraße zu schneiden, bildete er einen Wasserfall.

Auf der einen Seite des Wassers stand die Mühle, auf der anderen lag Lizkis Hof, ebenso tief wie das Dorf, und es muß in den alten Zeiten, da man ihn anlegte, viel Erde ausgehoben worden sein, um ihm eine regelmäßige Form zu geben. Die alte Ziegelmauer, die ihn gegen die Obstgärten abschloß, war gegen die innere Seite viele Meter, gegen die Gartenseite hin aber nur so hoch, daß sie einem Erwachsenen bis an die Brust reichte. Man konnte von hier den ganzen Hof bequem überblicken. Da sie das Erdreich stützte, war sie schräg geneigt und bildete eine geringe Böschung. Diese Mauer lief um den ganzen Hof herum, soll früher noch höher gewesen sein und in der kriegerischen Vergangenheit für die Gemeinde eine besondere Aufgabe erfüllt haben.

Dicht am Bach, neben der einen Seite des Hofes, die Mauer entlang, führte ein Steg zu den Gärten. Den ging Lizki nun hinauf, und es folgten ihm die Männer und selbst die Frauen und Mädchen. Alle trugen das Gesangbuch noch in der Hand; die Männer hatten ihre weiten, weißen Kirchenpelze an, die Frauen die Mäntel mit den unzähligen regelmäßigen Falten, und die Mädchen trugen die Borten auf dem Kopf mit den farbigen, glänzenden Bändern, alle so, wie sie gerade aus der Kirche gekommen waren.

Andreas Weidner brachte das Jagdgewehr, das dem Organisten gehörte, und blickte in den Hof hinab. Der Büffel stand in einer Ecke neben einem Wagen, dessen Deichsel er beschnupperte. Manchmal bewegte er den mächtigen Kopf und ließ ihn von einer Seite auf die andere pendeln. — Alle sahen wir auf Andreas. Katharina, Lizkis Enkeltochter, stand neben ihm mit roten Wangen. „Mach Platz!“ herrschte der Alte sie an. Aber niemand

wunderte sich über seine Grobheit, und alle dachten, es ginge ihm um das Tier, das achtzig Gulden gekostet hatte. Andreas legte nun an, setzte aber wieder ab und sagte, daß man von hier nicht schießen könne. „Geh auf der Mauer entlang, bis du über ihm stehst!“ rief Martin Simbringer mit lauter Stimme. „So ist es keine Kunst!“ erwiderte Andreas lächelnd, schwang sich auf die Mauer und saß nun auf ihr. Es wußte sicher niemand, was er vor hatte. Dann rutschte er mit einem Male die Böschung hinunter, kam gut an und stand fest auf beiden Füßen. Es erhob sich ein erregtes Gemurmel, das in atemloser Stille verrann.

Andreas machte einige Schritte gegen die Mitte des Hofes. Er hielt die Waffe schußbereit. Das Tier beobachtete den Ankömmling, in seinen runden, schwarzen Augen lag Bosheit und Wut. Es senkte den Kopf; die langen Haare, die ihm von den Kinnbacken herunterhingen, berührten die Erde. Es legte das Maul bis zu den Vorderfüßen zurück, stoßbereit ragten die gedrunghenen Hörner über der mächtigen Stirn. Da krachte der Schuß. Der Büffel warf den Schädel in die Höhe, bewegte ihn unter gurgelnden Tönen mit ausgestrecktem Halse hin und her, fuhr mit den Hörnern nach rechts und links und ging dabei einige Schritte zurück, so daß er an den Wagen anstieß. Dann senkte er abermals die Hörner; über seinem rechten Auge hing ein blutender Fleischfetzen.

Nun berühren die Backenhaare wieder den Boden. Andreas steht aufrecht, gelassen, zielt. Es ist keiner unter den Männern, der nicht in höchster Erregung hinsieht, die Frauen sind totenblaß.

Tick! — Einen Augenblick scheint es, als zucke Andreas von Schmerz getroffen zusammen. Tick! Versage! — Schon rennt der Büffel mit gesenktem Schädel auf den Burschen zu, der ausweichend nun auf einmal an der Mauer steht und auf den Angriff wartet. Das Tier ist gewandt und flink. Andreas springt zur Seite, vielleicht nicht rasch genug, ein kurzes Brechen erkönt, der Kolben des Gewehres ist zertrümmert und die Hand des Burschen beginnt zu bluten. Er wirft den Rest der Waffe hin, läuft über den Hof.

Der Büffel jagt ihm in großen Sprüngen nach, hält den Schwanz im Laufe gestreckt und läßt mitunter in kurzen Stößen ein knurrendes Reuchen hören. Andreas ist bei dem Wagen. Sie laufen um das Fuhrwerk herum. Der Bursche hemmt seinen Lauf mit einem Griff an die Runge und setzt mit einem Sprung über die Deichsel. Das Tier in seiner blinden Wut rennt heran, sieht die Deichsel nicht und brüllt, vom Anprall getroffen, laut auf, besinnt sich, geht rückwärts, blickt um sich und rennt den Wagen von der Seite an, der sich mit lautem Krachen überschlägt, daß die Seitenwände zu Splintern zerfliegen. Das Tier stampft mit den Beinen, stößt seitlich mit den Hörnern nach den leblosen Dingen, nach Rädern und Unterbau, tritt klirrend auf die Bremskette und rennt noch zweimal an; für einen Augenblick ist es von dieser Zerstörungswut gänzlich gefangen. Nach kurzem wendet es sich ab und sucht wieder Andreas mit seinen Blicken. Die Deichsel liegt auf dem Boden, die Räder sind von dem ungeordneten Haufen der Trümmer bedeckt.

Andreas ist inzwischen zum Stall gelaufen und greift nach der Türe. Wie er sie aufreißt, kommt in die zuschauende Menge oben Bewegung. Die atemlose Stille weicht den fliegenden Rufsen, der unverhohlenen Erregung. Einige Bauern schreien: „Nicht in den Stall! Nicht in den Stall!“ Simbringer aber übertönt die anderen: „Hinein! Hinein!“ — Liskis Vieh, außer dem neuen Büffeltier, der ja nicht ausgetrieben wird, war über Sonntag im Freien. Andreas hat keine Zeit zu überlegen, mit lautem Krachen fällt die Türe hinter ihm ins Schloß. Ihre Bretter brechen oder fallen sofort nach den Seiten und liegen dort, als seien sie immer dort gelegen; Mensch und Tier sind dem Blick entschwunden. Trapp, trapp! Man hört die Stiefel des Gehegten in den leeren Krippen laufen und das Stampfen des Büffels, das der strohbedeckte, von Tauche durchtränkte Boden dämpft. Jetzt stürzt der Bursche aus dem Stall. Er hat seinen runden Hut verloren, die Haare kleben ihm tief in der Stirn, sein Atem geht laut. Nun läuft er zum zweitenmal die Treppe hinauf, die zu Liskis Woh-

nung führt, zum zweitenmal reißt er an der versperrten Tür, springt gegen sie an, das Tier ist hinter ihm her, setzt die Treppe hinauf, während er mit einem Satz über das Geländer wieder den Hof erreicht. Er steht mit dem Rücken an die Wand gelehnt; mit aufgerissenen Augen folgt er den Bewegungen des Tieres, weicht aus. Krachend schlägt ein Horn an die Mauer. Schon ist der Bursche an der gegenüberliegenden Wand. Der Büffel bleibt stehen, knurrt und setzt sich langsam in Bewegung.

Es war wie in einem römischen Theater. Der Himmel war tiefblau, weiße Tauben flogen über den Platz und auf den hohen Gartenbäumen ruhte die Mittagsglut mit heißem Säuseln. Wir Knaben standen auf der Mauer, oder wir hockten da und ließen unsere blanken, kleinen Stiefel hinunterbaumeln. Die Frauen und Mädchen stützten ihre Arme auf den Ziegeln auf, als lehnten sie an der Logenbrüstung, oder sie hielten das Gesangbuch mit ihrem Taschentuch und dem kleinen Aurikelfsträußchen in den gefalteten, auf die Mauer gelegten Händen. Katharina Lizki lag mit dem Oberkörper auf der Mauer, ihr Gesicht mit beiden Händen verhüllend. Durch ihren jungen Körper ging ein heftiges Zucken. Die Männer waren regungslos und steif, blickten hinunter und folgten dem Kampf mit starren, undurchsichtigen Mienen. Das war aber nur am Anfang so, als der allgemeine Schrecken die Anwesenden lähmte. Nachher waren freilich die Männer die ersten, die in Bewegung gerieten und auf Hilfe sann.

Das Tier blähte die Nüstern. Es bewegte die abstehenden, mit langen Haarbüscheln bewachsenen Ohren und schlug die Quaste seines langen Schwanzes kräftig an die rechte und linke Flanke. Es streckte den Hals und brüllte kurz und drohend. Sie standen sich auf drei Schritte gegenüber.

„Das Seil! Das Seil!“ schrieten einige Bauern. Der Müller hatte es gebracht und warf sein Ende in die Tiefe. Der Bursche schien erschöpft, seine Bewegungen hatten nicht die alte Sicherheit, aber er ergriff das Seil. Daniel Merthen stand auf der Mauer und zog, von zwei andern unterstützt, mit rotem Kopf und geschwol-

lenen Adern. Der Verfolgte schwebte einen Meter über dem Boden in der Luft. In diesem Augenblick sprang der Büffel heran. Die Haare seiner schütterten Mähne zitterten, plötzlich lag Andreas mit lautem Sturz am Boden und Daniel Merthen schwankte einige Augenblicke hin und her. Dann war der Bursche schon wieder auf den Beinen. Er sprang über die Hörner; seine Stiefel waren schwer und der breite Ledergürtel hinderte ihn vielleicht an der Bewegung. Dennoch war er flink und behende, machte große Sprünge, lief rückwärts und der Abstand vergrößerte sich.

Der vergebliche Versuch mit dem Seil hatte Leben in die Bauern gebracht. Einige Burschen liefen, um Gewehre zu bringen. Alles sann auf Rettung und die Bauern riefen sich erregte Worte zu. Aber man darf nicht vergessen, daß der Kampf sich schnell abspielte; während der Helfer zehn Schritte tat, war der Bedrängte schon hundert gelaufen. „Sperrt auf!“ keuchte Andreas. Es waren die einzigen Worte, die er hervorbrachte. „Du mußt dann in den Mühlengraben springen!“ schrien sie ihm zu. Ein Mensch kann schwimmen und sich am Ufer des reißenden Baches auf die Steineinfassung schwingen. Der Büffel kann das nicht. Einige liefen den Steg hinunter, zum Tore. „Gebt den Schlüssel!“ sagte Simbringer zu Lizki, hielt die Hand hin und wollte schon laufen. Jedoch es kam anders, als er dachte, und ich habe anfangs gesagt, daß diese Geschichte nicht frei von Rätseln ist.

Lizki hatte dem Kampf zugeesehen wie jeder andere. Seine Miene war undurchdringlich, und sein altes Gesicht mit den unzähligen, kleinen Runzeln, hatte keine Bewegung oder Teilnahme verraten.

„Gebt den Schlüssel!“ wiederholte der Kirchenvater.

„Ich gebe ihn nicht!“ antwortete der Greis mit Bestimmtheit. Es war keine Zeit zu Umständlichkeiten. Unten fielen die ersten Artstöße dröhnend gegen das Tor; die ersten Schläge gegen die Gassentüre. Aber das waren nicht morsche, weiche Bretter wie bei der Stalltüre, es waren faustdicke, harte Eichenbohlen, die aus Kriegszeiten stammten, in geschmiedeten Angeln hängend und von

schweren Eisennägeln zusammengehalten. Es waren nicht Schlösser, die beim ersten Hiebe auffliegen, sondern schwere, alte Eisenschlösser, denen von außen mit der Axt nicht beizukommen war.

Jetzt kam es schon öfter vor, daß zwischen den Kämpfenden kein Abstand mehr war. Die verzerrten Sprünge wiederholten sich. Todesangst lag in jeder Bewegung des Burschen; und das Tier rastete wie nie zuvor.

„Geht den Schlüssel!“ — Es bildete sich ein drohender Kreis um den Alten. — „Ich habe niemanden geheißt, in meinen Hof einzudringen. Keiner wird mich zwingen, meinen Schlüssel hervorzugeben!“

Als ob sie ihm nach der Tasche greifen wollten, um ihm den Schlüssel mit Gewalt zu entreißen, so drängten die Männer heran. Litzki, sein langes Leben hindurch der Beachtteste in der Gemeinde, blickt mit seinen grauen Augen die Umstehenden an, seine Bewegungen sind langsam und bedächtig; die Männer weichen vor seinen Blicken zurück. Da wirft sich Katharina vor ihn, hebt ringend die Hände: „Verzeiht ihm! Großvater, verzeiht!“

„Sperrt auf!“ Der Kämpfende dort unten bewegt die Lippen, man hört den verzweifeltsten Schrei. Seine Augen sind hervorgequollen, Sand und Staub und das Grauen, das in den Zügen liegt, entstellen sein Gesicht. Er sieht für Augenblicke nach oben. Es scheint, als ob sich sein Blick mit dem des Litzki begegnet, dessen strenges, graues Auge, ohne mit der Wimper zu zucken, hinunter sieht. Die Burschen kommen mit den Gewehren über die Brücke gelaufen. Im Tore bricht das erste Brett und fällt splitternd auf das Steinpflaster. Andreas aber liegt auf dem Boden. Bevor er sich erheben kann, wirft ihn der Stier hoch in die Luft, die Umstehenden schreien auf. Eine Sekunde später beschnuppert das Tier, das auf ihm steht, mit geöffneten Nüstern und triefendem Maule die Kleider des Toten.

Katharina hat sich erhoben und läuft in den Garten. Unter einem Baume fällt sie nieder und wühlt ihre Hände in das Gras.

Die Männer treten an Litzki heran, Johann Weidner, der Onkel des Toten, ganz nahe und sagt: „Euer Haß . . .!“ Johann Hähnelin sagt hochdeutsch, in jenem gehobenen Deutsch, das die Bauern bei feierlichen Anlässen gebrauchen: „Ihr seid alt! — Wie wollt ihr nächstens stehen vor Gottes Richterstuhl?“

Litzki nimmt den runden Hut ab und faltet die Hände über dem Gesangbuch, die Worte ebenfalls hochdeutsch sprechend: „Den Unschuldigen rettet Gott, den Schuldigen verdirbt er . . .“

Christian Münz, der Bruder der Rothin, ruft: „Ist Geki schuldig gewesen? — Und er hat ihn doch verdorben!“ Und viele rufen: „Bist du ohne Schuld?“

Litzki hatte die Frage verstanden; er war zur Antwort bereit. Sie machten ihm Platz und er schritt, ohne sich umzusehen, durch ihre Reihen. Einer rief ihm nach: „Sein Tier kennt ihn!“ Aber mehrere antworteten gleich: „Kein rasendes Tier kennt seinen Herrn!“ Und wieder andere: „Der Knecht hat es gefüttert“, und „es ist erst seit Dienstag hier.“ Da verstummten sie alle. Sie traten schweigend an die Mauer und sahen hinab. Ihr Herz verlangte Gerechtigkeit.

Nun war er unten. Man hörte, wie der große Schlüssel sich knarrend in dem Schlosse drehte. Litzki stand im Hof. Er legte das Psalmenbuch und den Hut auf einen Stein und trat mit langsamen Schritten gegen die Mitte des Hofes. Er war der letzte Mann in der Gemeinde, der das Haar nach der alten Sitte trug. Niemals war es geschnitten worden. Die langen, silbernen Fäden hingen ihm über die Schultern und wellten sich weich in dem Nacken, vom Winde leise bewegt. Er hielt die Rechte lockend vorgestreckt und sein Mund war geöffnet, als wolle er sprechen, aber es drang kein Laut über seine Lippen. Der Büffel knurrte und glogte den Näher tretenden an. Litzki wandte die grauen Augen nicht von dem Tiere und hemmte den Schritt nicht. Es herrschte tiefe Stille, nur das Tier wiederholte seine Drohung. Nun war Litzki bei ihm. Er packte den Riesen beim rechten abgebrochenen

Horn, dann setzte er sich langsam in Bewegung und zog das Tier nach sich, das ihm willenlos folgte. Sie gingen zu den Wagen-trümmern. Der Alte nahm die schwere Bremskette und schlang sie dem Büffel um den mächtigen Nacken. Dann zog er ihn in den Stall.

Die Burschen gingen in den Hof, hoben den Leichnam auf und trugen ihn fort. Alles zerstreute sich wortlos, nachdem man die Gerechtigkeit gesehen hatte. Katharina kam. Sie schleppte sich mit versunkenen Schritten wie in geisterhaftem Banne. Ihre Augen waren tränenleer. Liski legte seinen Arm um ihre Schultern und führte sie die Stufen zum Hause hinan. Der Organist kam mit zwei Männern, las die Trümmer des zerbrochenen Gewehres vom Boden auf und untersuchte sie.

Liski wandte sich von der Treppe zu ihnen und sagte: „Die Geseze sind streng, und wir können jenen bedauern, den sie treffen — aber wir können sie nicht ändern!“ Der Organist trat näher und sagte höflich: „Wenn Ihr meint, daß er Eure Enkelin nicht heiraten wollte, obwohl es die alten Geseze von ihm verlangt haben — denn wir glauben zu wissen, was war und was ist —, dann muß ich Euch sagen, daß wir mildere Geseze haben, denn die alten sind alt.“

Aber der Greis hörte nicht auf ihn. Die Türe zum Hause ging geräuschlos auf und schloß sich wieder.

Am andern Tag erzählte der Lehrer Salmen von den Christen-verfolgungen. Er erzählte Tatsachen in wenig anschaulicher Weise und wir hatten noch keine Bilder gesehen, die unserer Phantasie zu Hilfe gekommen wären. Wir saßen mit krummen Rücken da, in uns versunken und verängstigt, und hörten von den wilden Tieren. Wir sahen die Römer in ihren gestickten Kirchenpelzen und ihre gebockelten Frauen und ihre Mädchen mit den bänderreichen Borten auf dem Kopf, wie sie — das Gesangbuch in der Hand — in dem Theater saßen und die wilden Spiele betrachteten.

Tod

Von Hans Leicht

Tod, du endlos süßes Nichtsein, Tod,
Dunkler Schoß, der Schiffe letzter Hafen,
Ewig Nacht du, ohne Morgenrot,
Heimat, nimm uns auf, wir wollen schlafen.

Vom Totengräber

Es war einmal ein Totengräber, der machte ein Grab auf dem Friedhof. Als er so grub, warf er ein Totengebein aus der Erde herauf. Er stieß mit dem Fuß an den Schädel und rief im Übermut: „Komm heute zu uns zum Abendessen!“ Doch wie erstaunte er, als es auf einmal eine Stimme hatte, die ihm Bescheid gab und sprach: „Es ist gut, um welche Zeit soll ich kommen?“ Er antwortete: „Am sieben.“ Nun aber wurde er ängstlich und ging zum Herrn Pfarrer und fragte ihn, was er tun solle. Der Pfarrer sagte, er solle nach Hause gehen, das Abendessen bereiten und in einem frommen Buche lesen.

Der Totengräber tat, wie ihm der Pfarrer geraten hatte. Um sieben Uhr klopfte es, und herein trat eine schwankende Gestalt und sagte: „Du hast mich zum Abendessen geladen, und ich bin gekommen!“ Der Totengräber sprach in seiner Angst, es wäre ihm lieb, er solle sich nur setzen und essen. Als der Gast gegessen hatte, dankte er und lud seinen Gastgeber nun für den folgenden Abend selbst um dieselbe Zeit zum Abendessen ein. Der Totengräber wurde noch ängstlicher, entschuldigte sich, er könne nicht kommen, aber der Gast nötigte ihn so lange, bis er einwilligte.

Aus Angst konnte der Totengräber die ganze Nacht nicht schlafen. Am Morgen ging er wieder zum Pfarrer und fragte,

was er jetzt zu tun habe. Der Pfarrer riet ihm, habe er nun einmal die Einladung angenommen, so solle er getrostes Herzens an die bezeichnete Stelle auf dem Friedhof gehen. Vorher aber wolle er ihm das heilige Abendmahl reichen.

Pünktlich um sieben Uhr ging der Totengräber auf den Friedhof an die Stelle, die ihm der Tote gesagt hatte. Da öffnete der Geist eine Türe. Aus einer Stube gingen sie in eine andere, wo eine Frau das Abendessen bereitete. Der Geist sprach: „Das Abendessen ist noch nicht fertig, geh ans Fenster und schau auf die Gasse.“ Da sah der Totengräber zwei weiße Hunde im Streit auf einem Albaume vor dem Fenster. Vom Albaume fiel ein Blatt herab. Der Geist fragte den Totengräber, was er gesehen habe. Der erzählte ihm vom Albaume und von den Hunden. Da antwortete der Geist, was das Alblatt bedeute, das könne er ihm jetzt nicht sagen, aber die streitenden Hunde seien zwei Menschen, die sich im Leben immer gezanft hätten. Und er sagte: „Bleib stehen und sieh weiter, das Abendessen ist noch nicht fertig.“ Da sah der Totengräber zwei Frauen, die um ein Sieb stritten und sich damit schlugen. Auch einen Mann sah er mit einem Schiebkarren Erde führen. Wieder fiel ein Alblatt vom Baume.

Jetzt fragte der Geist, was er gesehen habe, jetzt sei das Abendessen fertig, und er deutete ihm das Gesehene also: Die beiden Frauen hätten auch im Leben immer gestritten, und der Mann sei ein Landmann gewesen, der dem Nachbarn immer abackerte.

Nun aßen beide ihr gutes Abendessen. Bis sie gegessen hatten, fiel ein drittes Alblatt vom Baume.

Der Totengräber dankte und ging mit dem Geist wieder durch die beiden Zimmer nach dem Friedhof. Wie er aber in die Stadt kam, sah sie ihm ganz anders aus. Er ging zum Herrn Pfarrer, doch dieser kannte ihn nicht. Er erzählte ihm, was er erlebt hatte. Nun erinnerte sich der Pfarrer, daß er in einer alten Schrift einen Bericht gelesen hatte, vor dreihundert Jahren sei ein Mann auf dem Friedhofe verschwunden und nicht wiedergekommen. Jedes

Alblatt, das er hatte fallen sehen, bedeutete ein Jahrhundert, und drei Jahrhunderte waren ihm so rasch wie eine Stunde vergangen.

Der Totengräber war noch ein junger Mann, als er zum Pfarrer ging, während dieser aber die alte Erzählung fand und ihm vorlas, wurden seine Haare immer weißer, bis sie ganz schneeweiß waren. Da zerfiel er in Staub. Nun, die Mär ist aus.

Volksmärchen

Bin ich auch weit von dir

Von Hans Leicht

Bin ich auch weit von dir,
Weiß doch so wohl von dir,
Du liegst im Bett allein
Und weinst nach mir,
Hast deine liebe Hand,
Die in der dunklen Nacht
Einsam mein Kinglein trägt,
Aufs Herz gelegt.

Hab über Wald und Feld
Den Blick dir zugekehrt,
Und deine Träne fällt
Mir tief ins Herz.
Tief in den dunklen Brunn
Du siehst ihr nach hinunt —
Zittert der Wellengrund,
Zittert dein Bild.

Bild und Leben des Dorfes

Von Misch Orend

Die geschlossene Dorfsiedlung ist bis zur Wende des 20. Jahrhunderts die einzig mögliche bäuerliche Siedlungsform der Siebenbürger Sachsen gewesen. Aus dieser Überlieferung heraus lehnt der Bauer auch heute noch, oft trotz besserer Einsicht, die Streusiedlung ab, obwohl die Ackergründe gelegentlich sechs und sieben Kilometer weit abliegen.

Die Wehrgemeinschaft bedingte die geschlossene Dorfsiedlung. Die Höfe wurden mit der Schnur ausgemessen, die Straße oder den Bach entlang, jeder Hof hatte gleiche Breite, bloß der Pfarrhof und Grefenhof (Erbrichterhof) hatten doppelten Umfang. An

den Hof schließt der Obstgarten an, der meist den Berg hinaufführt, der hohe „Bodenzaun“ schloß ihn ab. Außerdem waren bis in die jüngste Zeit auch die Dorfausgänge mit hohen Zäunen geschlossen. Die Kirche ist von allem Anfang in Siebenbürgen als Verteidigungskirche vorgesehen gewesen, denn ihr Platz wurde, wo es anging, auf Bergvorsprüngen gewählt oder in der Nähe von fließendem Wasser, um mit Gräben umzogen zu werden. Um eine zu lange Ausdehnung des Dorfes zu vermeiden, wurde meist eine „Hintergasse“, gleichlaufend mit der Hauptgasse, angelegt. Der schmale Hof ist an der Straßenseite mit einem hohen Torbogen und einem Türchen abgeschlossen. Die Schmalseite, also die Giebelseite des Hauses liegt mit zwei oder drei Fenstern der guten Stube an der Gassenfront; es folgt das „Haus“, die Küche und danach eine zweite Stube. In Nordsiebenbürgen steht vielfach noch das Vorlaubenhaus. An das Wohnhaus schließt, den Hof hinaufkriechend, der Backofen mit Commerküche, der Schuppen und endlich der Stall an. Die Scheune liegt quer und trennt den Hof vom Garten. In Nordsiebenbürgen finden sich heute noch vielfach Bohlenbauten, in Südsiebenbürgen sind seit dem 16. und 17. Jahrhundert die Bohlenbauten in Backsteinbauten umgewandelt worden. Im Unterwald trifft man gelegentlich auch geflochtene Zaunwände mit Lehmewurf.

Zwischen den Dörfern sind Marktflecken eingestreut, die einen viereckigen Marktplatz aufweisen und je zwei Parallelstraßen. Oft hatte der Markt noch außerhalb der Siedlung eine Gauburg liegen (Kaisd, Keps u. a.).

Berannte der Feind ein Dorf, so boten die Dorstore und die Bodenzäune so lange Schutz, bis die Bevölkerung sich in die Kirchenburg rettete. Hier hatte jeder Hof seine Vorratskammer und in der Kirche die Wäsche- und Kleidertruhe. Noch heute wird in den Türmen der Speck, in den Truhen die nichtbenützte Hausweb und vielfach noch in Wehrhäusern die Frucht aufbewahrt. In der Kirche selber liegt ein Brunnen, der zum Teil heute noch benützt wird. Ein bis drei Ringmauern mit Wehr- und Tortürmen umgeben die Kirche, die auch mit Pechnasen versehen ist und im hohen West-

turm die letzte Verteidigungsanlage besaß. Nicht selten wurde hundert Jahre lang an einer Kirchenburg gebaut, manche sind nie fertig geworden, wie die Stolzenburg bei Hermannstadt.

Kein König, kein Fürst zwang die Bauern zum Bau dieser Befestigungen oder gab Unterstützungen dazu. Derselbe Wehrwille wirkte sich wie in der Stadt so auf dem Dorf aus. Durch die Wehrstätte mit Wall und Graben, die Gauburgen und Kirchenburgen waren die Siebenbürger Sachsen eine Wehrgemeinschaft, die sich oft erproben mußte und oft erprobt hat.

War schon die Ansiedlung am Südostrand des ungarischen Reiches vom Verteidigungsgesichtspunkt aus geschehen, so war später jedes Dorf und jede Stadt eine Verteidigungsgemeinschaft, ja das ganze Volk hat, wenn auch mit erheblichen Verlusten — denn es sind viele Dörfer durch Mord und Raub oder Seuchen zerstört worden — den Auftrag erfüllt, den es bei der Ansiedlung übernahm. Der starke Wehrwille trug mit dazu bei, daß der Volkscharakter sich eindeutig ausprägte.

Die G e s i t t u n g s g e m e i n s c h a f t

Das kraftvolle Gemeinschaftsleben der Siebenbürger Sachsen hat sich nicht am wenigsten auch durch die Abgrenzung von den anderen Völkern Siebenbürgens entwickelt: Rumänen, Madjaren und Zigeuner, dazu kommen gelegentlich Slowaken, Bulgaren, Serben und Ostjuden.

In enger Fühlung steht das sächsische Volk jedoch nur mit den Rumänen, Madjaren und Zigeunern. Es gibt heute kaum ein deutsches Dorf in Siebenbürgen, in dem nicht auch Vertreter dieser drei Völker wohnen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn sich die Sachsen verschiedene Arten von Moral geschaffen haben, die sie den einzelnen Volksstämmen zubilligen. Auf der untersten Stufe steht der Zigeuner. Er wird ohne jegliche Romantik betrachtet. Als Tagelöhner in ständigem Verkehr mit dem Bauern, wird er von ihm, an seiner Gesittung gemessen, als gänzlich minderwertig angesehen. Die unregelmäßige Lebensweise, die Verlogenheit und Würdelosigkeit

des Zigeuners wird verachtet. Man reicht ihm die Speisen, auch bei der Feldarbeit, gesondert, man sitzt nie an einem Tisch mit ihm. Im Grunde aber läßt man sie gewähren, solange niemand dabei zu Schaden kommt, da man weiß, daß man sie weder mit Strenge noch mit Güte ändern kann.

Als weit über den Zigeunern stehend, werden die Rumänen und Madjaren angesehen. Man verkehrt bei der Arbeit wie auf dem Jahrmarkt freundschaftlich mit ihnen, und soweit einzelne sich den Werten, in denen die Sachsen leben, angepaßt haben, werden sie geschätzt; soweit dies nicht der Fall ist, hält man Abstand von ihnen.

Gemessen wird stets nach den fünf, sechs Familien des Dorfes, die maßgebend sind; diese verkörpern in Wahrheit die körperlichen und geistigen Werte, die das Volk als die höchsten hält. Wer diesen Werten nicht entspricht, sondern sich in der moralischen Auffassung anderer bewegt, sinkt im Ruf, verliert an Geltung. Er kann dabei die größte Bauernwirtschaft besitzen. Wer die Ehe nach Art der Zigeuner betrachtet oder wer den Grundbesitz eines anderen mit dem Rechtsgefühl des Wanderhirten ansieht, lebt offensichtlich in Anschauungen, die dem ausgeprägten Rechtsgefühl des vollgültigen Bauern widersprechen. Wer im Ruf und in der Dorfgeltung sinkt, kann kein öffentliches Amt im Gemeinde- oder Kirchenrat oder in der Nachbarschaft einnehmen.

Die Gesittungswerte sind auf das zarteste ausgebildet, und die ganze Sippe ist verantwortlich für das Tun und Treiben ihrer Angehörigen. Daher ist ein beständiges Hochsteigen und Absinken einzelner Familien und ganzer Sippen zu beobachten, ein beständiges Abwägen in wohlwollendem Mißtrauen. Wo sich aber die Hochhaltung der anerkannten Werte durch Geschlechter in einer Sippe feststellen läßt, da ist die Achtung der ganzen Dorfgemeinschaft fest begründet.

Die Dorfgemeinschaft als Gesittungsgemeinschaft wacht somit unablässig über ihre Angehörigen, und dies erstreckt sich bis auf die

Ehegründungen. Da die Ehe in der Gesittung und im „Gemeindebrauch“ fest verankert ist, kann oft ein ganzes Dorf in Aufruhr geraten, wenn eine Ehe sich anbahnt, bei der die beiden Ehegründenden nach ihrer Sippenherkunft und nach ihren Charaktereigenschaften nicht zusammengehören. Unweigerlich sinkt der wertvollere Teil in der Geltung der Dorfmeinung auf die Stufe des minderwertigen Teiles. Im Bau der Gemeinschaft ist auch dadurch ein beständiges Hochsteigen und Sinken ihrer einzelnen Angehörigen festzustellen. Unbewußt und unausgesprochen lebt hier noch der Züchtungsgedanke und hat, trotz seinen Härten, mit dazu beigetragen, daß immer wieder führende Männer nicht nur in der einzelnen Dorfgemeinschaft, sondern auch für die Stadt und die gesamte Volksgemeinschaft entstanden. In der ersten, zweiten oder dritten Generation ist in Siebenbürgen jeder volksführende Mensch auf eine Bauernsippe zurückzuführen.

Diesem beständigen Wertungsvorgang geht zur Seite ein Geltungsdrang, der verschiedene Formen annehmen kann. Beim Fehlen gegenseitig abgewogener Führeigenschaften bildet sich oft als ein Ersatz eine Einzeleigenschaft aus, die ihren Träger zur Geltung bringen soll, sei es der Erwerbsinn, das übertriebene Rassen in der Wirtschaft, sei es der politische Trieb, die Beeinflussung der Menge vor Wahlen in die Ämter, die die Gemeinschaft zu vergeben hat, oder sei es durch Studierenlassen selbst des einzigen Sohnes. Wo keine Ersatzeigenschaft sich findet und der Geltungswille trotzdem noch stark genug ist und nicht befriedigt werden kann, setzt der Neid ein, dieser grüngiftige Blick unbefriedbaren Willens.

Gelegentlich werden aus solchen Gefühlen dem Beneideten die Obstbäume geschält oder, wenn Rache dazu kommt, die Scheune angesteckt. Da den anderen Völkern Siebenbürgens dieser Geltungsdrang und, ihm übergeordnet, die Gemeinschaftswertung in diesem Ausmaß fehlt, sind bereits innere Grenzen gegeben, die nicht überschritten werden können. Die andere Sprache, die andere Tracht sind äußerlich und können abgelegt werden, die Wertungen und der Wille zu solchen Wertungen werden angeboren.

Daher kommt es auf dem Dorf nicht vor, daß Mischehen geschlossen werden, es sei denn, daß durch längeren Aufenthalt in der Stadt die Loslösung aus dieser Wert- und Sittungsgemeinschaft weit fortgeschritten ist. Damit hat aber derjenige, der dies tut, seine Dorfgeltung verloren. Andererseits kann es vorkommen, daß die Nachkommen von Fremdvölkischen, wenn sie sich gänzlich dieser Sittung eingefügt haben, in die Volksgemeinschaft als vollgültige Mitglieder aufgenommen werden.

Die Blutsgemeinschaft

In die Volksgemeinschaft wird man geboren. Volksgemeinschaft ist daher in erster Reihe Blutsgemeinschaft. Aus dem Blut wachsen alle geistigen und körperlichen Eigenschaften. „Er hat ein heißes Blut“, „er hat ein langsames Blut“, „er hat ein unreines Blut“, „er hat gesundes Blut“, „er ist ein kerniger Mensch“ sind daher oft gebrauchte Redewendungen. Eine „kernige Frau“, ein „kerniger Mann“ sind Menschen, gerade an Leib und Seele, „kerngesund“, mit rosiger Gesichtsfarbe, offenem geradem Blick.

Im sächsischen Bauern lebt die Anschauung, daß in einem geradegebauten, kräftigen Leib auch ein gerader, kräftiger Geist wohne. Ein körperlicher Fehler ist ein Mangel, auch wenn noch so hohe geistige Fähigkeiten vorhanden sind. „Krüppel“ ist ein sehr beleidigendes Scheltwort.

Groß und stark soll der Bauernbursch sein. Schlank und blond die Bauernmaid. „Welch schöner blonder Mensch!“ Man hat aber nie gehört: „Welch schöner schwarzer oder brauner Mensch!“ Blondes Haar und blaue Augen wurden auch bei den anderen Volksstämmen Siebenbürgens, soweit sie bei ihnen vorkommen, als ganz besonders bemerkenswert gefunden. Groß, schlank, blond und blauäugig wird als Idealerscheinung angesehen.

Da aber Wertungen innerhalb der Gemeinschaft von den führenden Sippen geprägt sind, werden auch die Fremden nach diesen Maßstäben gemessen; eine andere Wertungsmöglichkeit kann schlechterdings auf die Dauer nicht bestehen. Inwieweit die südliche

Sonne im Laufe der Jahrhunderte auf die Pigmentbildung eingewirkt hat, läßt sich nur vermuten. Sicher aber hat die wellige Hügellandschaft, die von Hochgebirgen eingeschlossen ist, der strenge Winter und heiße Sommer, der klare, blaue Himmel und das gleißende Sonnenlicht die Gemütsstimmung mit beeinflusst.

Dadurch, daß die fremden Zuheiraten äußerst selten sind, die Eheverbindungen von Dorf zu Dorf und vom Dorf zur Stadt immer äußerst rege waren, geht tatsächlich eine Blutsverwandtschaft von Sippe zu Sippe über den ganzen deutschen Siedlungsboden hin.

Die Willensrichtung der sichtbaren Gestaltung des deutschen Wesens ist bei allen gleich, die Härte des Willens, das Temperament und der Rhythmus sind verschieden; wie sehr aber die gleiche seelische Haltung Gesicht, Körper und Gehaben prägt, zeigt die Tatsache, daß sich die Leute untereinander am „freundlichen Blick“ erkennen, am Blick des Freundes, der anderen Ausdruck hat als der Blick des Fremden.

Die Mundart

Das Siebenbürgisch-Sächsische ist eine „typische Mischmundart“. Wenn es auch mit dem „Moselfränkischen“ heute viele Gemeinsamkeiten aufweist, so sicher auch bemerkenswerte Eigenschaften, die nach Schlesien oder nach Flandern weisen, wieder andere ins Niedersächsische oder ins Oberdeutsche.

Eine genauere Kenntnis der Volkssprache hat man erst seit 1666, annähernde Kenntnis aus dem 16. Jahrhundert; was sonst sprachlich überliefert wurde, war nicht in der Volkssprache niedergeschrieben, sondern hochdeutsch, mittelhochdeutsch und lutherdeutsch.

Überblickt man aber die letzten Jahrhunderte und vergleicht sie miteinander, so kann man eine starke sprachliche Veränderung feststellen, sprechen doch heute noch nicht zwei Dörfer die genau gleiche Mundart.

Die Unterschiede sind so groß, daß der Südsiebenbürger nicht selten zum Hochdeutschen greifen muß, um sich mit dem Nordsiebenbürger zu verständigen; dabei spielen die Vokalhäufungen und gebrochene Vokale eine große Rolle. Der Tonfall und die Sagemelo-

die weicht in manchen Dingen von denen der deutschen Mundarten ab. Die Melodie bewegt sich rhythmisch schwingend auf einer Mittellinie, um am Schluß plötzlich hochzusteigen und tiefzusinken. Dadurch werden auch im rhythmisch schwingenden Teil der Melodie die Wortsilben nicht in haupt-, neben- und schwachbetonte geteilt, wie das in der hochdeutschen Aussprache allgemein üblich ist, sondern eben rhythmisch gegliedert.

In manchen siebenbürgischen Orten steigt die Satzmelodie nach dem Tieffall wieder hoch; diese Mundarten werden als singende Mundarten bezeichnet.

Trotz diesen Besonderheiten, aber auch trotz den Abweichungen der Einzelmundarten untereinander ist der Geist der Sprache, der namentlich bei feierlichen Anlässen so recht zum Ausdruck kommt, so sehr von der Eigenart der Volksgemeinschaft geprägt, daß der Südsiebenbürger den Nordsiebenbürger dann doch wieder versteht.

Bemerkenswert ist die Anschaulichkeit der Ausdrucksweise, wobei Ausdrücke, die heute eine abstrakte Tätigkeit bezeichnen, im Siebenbürgisch-Sächsischen noch die ursprüngliche konkrete Bedeutung haben, wer also auf Siebenbürgisch „grübelt“, der macht eine Grube, der wühlt etwas auf, wer etwas „begreift“, der faßt es mit den Händen an.

Unzählig sind die Vergleiche aus der ländlichen Umgebung und Betätigung: „Die haben ausgebacken“, das heißt, die haben Streit gehabt, die backen nicht mehr zur gleichen Zeit im gleichen Backofen, oder: „am Ende plätscht die Geißel“, an ihrem Ende knallt die Peitsche, zuletzt kommt das dicke Ende.

Vielfach sind noch mittelhochdeutsche Ausdrücke gebräuchlich, die dem Neuhochdeutschen verlorengegangen sind: „ein getorfister (getirschtig) Junge, ein furchtloser Junge, „taidigen“ (tedigen) ist tagedingen, sich streiten, der „Farren“ ist der Stier.

Zu der oft kräftigen und wuchtigen Ausdrucksweise steht in vollem Gegensatz die Innigkeit und Zartheit, deren die Mundart fähig ist, wenn ein Abschied feierlich genommen wird, sei es der der Brant von den Eltern auf der Hochzeit oder der von einem

sehr geliebten Verstorbenen. Getränkt von Trauer, Wehmut, Schmerz und Verzicht sind die alten Waisenlieder, die sicher in der Türkenzeit entstanden sind, wobei auch die Melodien, bar jeder Gefühllichkeit, die Verlassenheit in Elend und Kummer mit den einfachsten Mitteln wiedergeben. Gerade hier wird ein Einblick in die oft unsagbare Leidenschaftlichkeit des Volkes gegeben, das sonst mit verbissenem Trotz den Kummer, besonders wenn er tief geht, „in sich frist“.

Ernst, Trauer und Gemessenheit lagern auf dem Grund der sächsischen Volksseele. Während die rumänischen Volksweisen schwermütig und zerfließend sind, die madjarischen voll gespannter Klage, die alsbald in Hemmungslosigkeit umschlägt, bleiben die sächsischen in gemessener Trauer, die nur hier und da wieder der Schmerz durchbricht. Heimweh ist daher auch eine beständige Erscheinung der aus der Gemeinschaft Losgelösten.

Eigenartigerweise wurden bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die hochdeutsch geschriebenen Bücher in der sächsischen Mundart gelesen und das Hochdeutsche ist erst seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei den Predigten im Gebrauch. Aber auch heute noch wird das Abendmahl vielfach in der Mundart gereicht.

Neben den Ortsmundarten besteht eine Art Landsprache, die im wesentlichen von der Hermannstädter Ortsmundart beeinflusst ist, die, wenn auch nicht immer, doch hauptsächlich in der mundartlichen Kunstdichtung benützt wird. In dieser Landsprache hielten früher die Geistlichen auch ihre Predigten, sie war die sächsische „Hochsprache“.

Das Sprechen der Mundart ist daher ein beständiges Bekenntnis zum Volkstum und zugleich ein Absonderungsmittel, denn mit den anderen Völkern wird fast immer in deren Sprache gesprochen. Ja, es gibt Gegenden, wo die Bauern neben ihrer Mundart und dem Hochdeutschen und neben dem Rumänischen und Madjarischen auch Zigeunerisch können und mit ihren Tagelöhnern in dieser Sprache verhandeln.

Geselligkeitsgemeinschaft

Da die Sachsen in geschlossenen Dorfsiedlungen beisammenwohnen, ist der Trieb zur Geselligkeit, zum gemeinsamen Festefeiern stark gefördert worden. Wie jeder Vorfall in der Dorfgemeinschaft zu lebhafter Aussprache zwingt und wie das enge Beisammenwohnen diese Aussprache fördert, so haben sich auch besondere Formen des geselligen Zusammenschlusses bei ihnen zum Teil erhalten, zum Teil von altem Herkommen her neugestaltet.

Schon die Schule ist eine Angelegenheit, die das ganze Dorf angeht; ob eine Familie Schulkinder hat oder nicht, sie ist mit bei den Schulfeiern und Schulveranstaltungen. Schule und Schulmeister, wie die alten Kantoren und Glöckner, sind, zum mindesten seit dem 16. Jahrhundert, in das Volksbewußtsein und damit in die Volkssprache eingegangen. Viele Schnurren berichten vom pfiffigen Kantor.

Wer in der Schule sich hervortat, wird auch später, falls er nicht hielt, was er versprach, doch Geltung behalten. Die Kameradschaften, die hier geschlossen werden, dauern das ganze Leben hindurch. Tatsächlich bildet die Schule den ersten geselligen Zusammenschluß.

Wichtiger aber ist die Zeit nach der Konfirmation für Burschen und Mädchen. Denn nun treten sie in die Bruderschaft und Schwesterschaft ein. Die Bruderschaften gehen nicht, wie man annahm, auf kirchliche Bruderschaften zurück, sondern entsprechen frühgermanischen Verbänden, die in Resten nicht nur bei anderen deutschen Stämmen nachzuweisen sind, sondern in gewissen Bräuchen, z. B. im Schwerttanz, auch bei anderen germanischen Völkern. Sie haben, wie die gesamte Volksgemeinschaft, auch kirchliche Obliegenheiten übernommen.

In regelmäßigen Abständen halten sie beim Bruderschaftsvater und Schwesterschaftsvater ihre „Zugänge“, ihre Versammlungen, ab. In der Lade werden die Satzungen und Strafbestimmungen, ebenso der „Geldbentel“ aufbewahrt. Unter dem Vorsitz des Alt-

knechtes und der Altmagd, unterstützt vom Jungalknecht und der Jungaltmagd und den anderen Amtsknechten und Amtsmägden, wird der Zugang feierlich abgehalten, getrennt für beide Geschlechter. Die Magd- und Knechtsväter gehören dem Kirchenrat an. Seitdem die Nationsuniversität aufgelöst ist, hat die weltliche Obrigkeit ihr Verfügungsrecht über Bruder- und Schwesterschaften eingebüßt.

Wenn auch der „Jugend“ hauptsächlich die Zuchtmaßnahmen und die Tanzunterhaltungen, die von ihr veranstaltet werden, im Bewußtsein sind, so haben die Bruder- und Schwesterschaften doch ganz außergewöhnliche Bedeutung für sie. Fünfzehn- bis Vierundzwanzigjährige, geteilt in Jüngste, Mittelste und Älteste, haben unter eigener Führung im besonderen Festkleid vor der Gemeinschaft aufzutreten. Da nur Deutsche aufgenommen werden und ohne Rücksicht auf den väterlichen Besitz diejenigen zu Führern gewählt werden, die Eignung dazu haben, besteht hier schon eine natürliche Auslese. Es darf keine gesellige Zusammenkunft besucht werden, die nicht von der Bruder- oder Schwesterschaft veranstaltet wird.

Nach der Heirat tritt das junge Paar in die Nachbarschaft ein. Meistens ist das Dorf in vier Nachbarschaften als ursprüngliche Unterteilungen der Dorfgemeinschaft gegliedert. Noch heute wird in altem Siedlergeist dem Nachbarn beim Hausbau oder bei Unfällen geholfen. Zu Fastnacht fallen die Nichttage; da wird zwei Tage lang gemeinsam beim Nachbarnvater gegessen und getrunken; Wein und Speisen werden zugetragen.

Bei solchen festlichen Zusammenkünften wie auch bei Hochzeiten kommt die südliche Seite des sächsischen Volkes vollauf zur Geltung. Es wird nicht nur reichlich und üppig gegessen, sondern man gibt sich dem festlichen Genuß ganz und rückhaltlos hin. Die Fastnachtsumzüge, das Maskenlaufen usw. werden mit allem Übermut, auch von älteren Leuten, mitgemacht. Besondere Stände werden veranlagt, und der ausgesprochene Sinn für Witz und Spott zeigt sich hier, der ja bei den Sachsen eine starke Ausbildung erfahren hat.

Der Rechthaber

Von Ernst Kühlbrandt

Einſt kam der Fuchs mit ſeinen Jungen
Auslugend über 's Feld geſprungen.

„Halt!“ rief er zu der kleinen Schar,

„Sagt an, was wurdet ihr gewahr?“

„Ich hörte quaken“, rief der eine.

„Was ſchließt du draus?“ — „Se nun, ich meine,

Man findet eben Fröſche dort.“

Die andern fielen ihm ins Wort:

„Wo Fröſche ſind, muß Waſſer ſein!“

„Da ſchlagen Waſſervögel ein!“

„Die Enten lieben ſolche Weiher!“

„Die legten längſt ſchon ihre Eier!“

„Die Jungen können noch nicht fliegen!“

„Die müſſen wir noch heute kriegen!“

Der Alte ſprach: „Zähmt eure Eier!

Ich denke weiter noch als ihr,

Und zieh aus alledem den Schluß,

Daß man den Jäger fürchten muß.“

Da krachte ſchon ein Flintenſchuß!

Verendend hört man noch den Alten:

„Seht ihr, ich habe recht behalten.“

Redensarten, Sprichwörter und Hausinschriften

Ein Kind ein Wind, aber wenn einem das Sattelpferd draufgeht,
das iſt kein Spaß!

*

Der Haſe vergift das Vaterunſer, wenn er den Wolf ſieht.

Hat man kein Roß, ſo reitet man auf dem Ziegenbock.

*

Die Ohren wachsen ihm wie dem Eſel, wenn man ihn lobt.

*

Was nicht am Hahn iſt, muß am Kamm ſein.

*

Er macht die Augen zu, wie der Hahn, wenn er kräht.

*

Was du willſt verſchwiegen haben,

Soſt du keinem Weibe ſagen,

Denn da iſt's verſchloſſen,

Wie Waſſer in ein Sieb gegoffen.

*

Der Kukuk liegt und braedigt net

Der Pfarr dier prädigt und hält et net.

*

Allen denen, die mich kennen,

Gebe Gott, was ſie mir gönnen.

Die tauben Hirten

Ein tauber Weiſſhirt kam zu einem tauben Schafshirten und fragte ihn: „Bruder, haſt du nicht meine Weiß geſehen?“ „Das Dorf liegt dort hinter dem Berg, gehe nur geradeaus, ſo kommſt du hin!“ ſprach der Schafshirt. Der Weiſſhirt lief und fand auf der andern Seite des Berges ſeine Weiß. Er wollte ſich aber dankbar erweiſen und nahm ſogleich eine „tſchuttige“ Weiß, die er hatte, denn er dachte, als Geſchenk iſt die ſchon gut genug, und lief zurück zum Schafshirten. „Siehe, dieſe ſchenke ich dir“, rief er voller Atem, „weil du mir den rechten Weg gezeigt haſteſt; denn einen halben Tag ſchon hatte ich die Herde umſonſt geſucht.“ „Was?“ rief der Schafshirt zornig, „ich habe ihr die Hörner nicht abgehauen!“ und wollte eiligſt fort; der Weiſſhirt aber ging hinter ihm

her und rief: „So nimm doch mein Geschenk! so nimm doch mein Geschenk!“ Da trafen sie auf einen tauben Rosshirten, der eben auf einem gestohlenen Pferde fortritt. Der Schafshirt ging gleich auf ihn zu, faßte den Halfter des Pferdes und sprach: „Siehe, dieser meint, ich hätte seiner Geiß die Hörner abgehauen!“ „Er will mein Geschenk nicht nehmen“, schrie der Geißhirt, „und wenn ers nicht tut, so habe ich kein Glück!“ „Ich habe sie wahrlich nicht gesehen, eure Pferde!“ sprach der Rosshirt und wollte fortreiten, aber der Schafshirt ließ ihn nicht aus: „Nein, sage du zuvor, bin ich schuldig oder nicht.“

„Gut, wenn dies Pferd euer ist, so nehmt es; aber den Sattel lasse ich euch nicht, der ist mein!“ sagte der Rosshirt. Damit sprang er ab, nahm schnell den Sattel und rannte weg. Der Schafshirt ließ das Pferd aus; das wieherte einmal und lief dann zurück zur Herde. Der Schafshirt aber eilte hinter dem Rosshirten her und rief: „So sags mir doch! so sags mir doch!“ und hinter ihm leuchtete der Geißhirt mit der Geiß im Arm: „Nimm doch die Geiß, wenn sie auch ‚tschuttig‘ ist; es ist eine gute Geiß!“ Also liefen die drei hintereinander in einem fort bis ins Dorf. Die Leute hörten den Lärm und kamen heraus auf die Gasse, und weil sie nicht wußten, was es gebe, dachten sie, es seien Räuber, faßten alle drei ab und führten sie vor den Hannen. Da fragte sie dieser ganz zornig: „Was habt ihr das ganze Dorf so in Schrecken gesetzt? Was gibt es?“

Nun glaubte jeder von den dreien, der Richter wisse schon alles; es sei am besten, ehrlich zu gestehen.

„Herr“, sprach der Geißhirt, „ich will alles sagen, wie es ist. Ich habe in meinem Leben mehr als hundert Geißen gestohlen und dieser einmal im Zorne die Hörner abgehauen. Nun wollte ich sie diesem Manne geben, weil er mich zu meiner Herde gewiesen hatte; allein, er wollte sie nicht nehmen; ich lief ihm nach, er solle sie doch nehmen, daß ich Glück hätte!“

Der Schafshirt sprach: „Ich habe mehr als tausend Schafe in meinem Leben gestohlen; aber dieser Geiß habe ich die Hörner nicht

abgehauen, das ist eine Lüge; dieser Mann sollte mich freisprechen; ich hielt ihm deshalb sein Pferd an; allein, er wollte nicht, sprang ab, nahm seinen Sattel und lief fort, und so mußte ich ihm nach, denn ich konnte den falschen Verdacht nicht auf mir lassen!“

Der Rosshirt sprach: „Ich weiß nicht mehr, wieviel Pferde ich in meinem Leben gestohlen habe; allein, in diesem Falle bin ich unschuldig. Als der Mann da sagte, das Pferd gehöre ihm, so ließ ich es aus und nahm nur meinen Sattel!“

Der Hann und die versammelten Ältesten schlugen die Hände zusammen über die wunderbare Zügung Gottes, wodurch so viele Verbrechen auf einmal ans Tageslicht kamen. Die drei ergrauten Diebe wurden gleich ins Gefängnis geworfen und bald darauf zum Galgen geführt und gehängt, wie sie es verdient hatten.

Volksmärchen

Bum Begun Tschiripil

Von Adolf Schullerus

Der Tschiripil ritt af senger weißer Gorr af de Johrmert. Den Gissack vol mät helzeräne Liefeln uch Schäßelcheren hatt e net, wä em et sonst sekt, hängder sich auf 'm Kneß, sangdern e hatt sich en inwer de Schulter gehangen. „Woräm drist te den Gissack esi spasich?“ frochten en de Lekt, wä e af de Johrmertsplatz kam. „Na, ich wul, de uerem Gorr sil net esi schwer dron, doräm hun ech en af de Käck genun.“

*

Et wor än der Zekt, wä der Tschiripil Mueser wor und als Pusch bä em Laitnant dant.

„Kärl, te huest mer hähär Kirsche friessen“, kriech der Laitnant en un, wä e en mät er Scheif ze er Fratschlerän af 'm klene Räng geschack hat. „Wä huest te dat gemacht?“

„Esi“, anfert der Tschiripil und stach uch de vār liezt Kirschen af ist än't Mell.

Der Bauer, der Bär und der Fuchs

Ein armer Bauer kam aus dem Wald mit einer Fuhre Holz; siehe, da trat ihm plötzlich der Bär in den Weg und rief: „Halt, einen Ochsen her, ich will euch mein grünes Haus verwüsten lehren!“ Der Bauer war sehr erschrocken und bat demütig um Verzeihung: Er habe ja nicht gewußt, daß der Wald ihm gehöre; allein es half ihm nichts, der Bär blieb dabei. Endlich sagte der Bauer: „Lieber Herr Bär, ich gebe euch gerne beide Ochsen, lasset mich nur dieses Holz nach Hause führen, daß meine armen Kinder sich wärmen können.“ Der Bär dachte: „Zwei Ochsen sind besser als einer“ und spielte Erbarmen. „Nun, es sei eurer Kinder wegen, so wie ihr wünschet; morgen um diese Zeit sollt ihr aber mit den zwei Ochsen hier sein, schwöret mir darauf!“ Da schwur der Bauer einen heiligen Eid. Darauf entfernte sich der Bär und der Bauer fuhr seines Weges. Der Fuchs aber war nicht weit im Versteck gewesen und hatte alles gesehen und gehört. Als der Bär fort war, lief er dem Bauern nach; dieser weinte und jammerte schon um seine schönen und einzigen Ochsen. Da rief ihm der Fuchs zu: „Armer Mann, ich weiß, was euch fehlt; ich habe alles gehört, was gebt ihr mir, wenn ich euch beide Ochsen rette?“ Wer war froher als der Bauer: „Nun, was soll ich euch geben? Verlangt etwas, ich tue es gerne!“ „So lasset mich dreimal unter eurem Kreuz lecken.“ Das schien dem Bauer eine sonderbare Forderung und er wollte nicht recht, aber — was tut ein Bauer nicht, um seine Ochsen zu behalten? — er willigte zuletzt doch ein. Da sprach der Fuchs: „Kommet nur morgen zu der bestimmten Zeit, wie ihr geeidet habt, in den Wald, und wenn nun der Bär erscheint, will ich euch aus der Ferne rufen mit der Stimme des Jägers; dann müßt ihr nur dem Bären sagen, ich sei der Jäger, das übrige wird sich geben.“

Da fuhr der Bauer getröstet nach Hause und am anderen Tag war er zur bestimmten Zeit und am bestimmten Ort mit

seinem Wagen in dem Wald. Nicht lange, so kam auch der Bär und freute sich, daß der Bauer so ehrlich sein Wort gehalten; er war aber nur eben an den Wagen gelangt, so rief eine Stimme aus der Ferne: „Bruder, hast du nichts Wildes gesehen?“ „Wer ist das?“ fragte der Bär ganz leise und beängstigt und duckte sich gleich neben dem Wagen auf die Erde. „Der Jäger“, sprach der Bauer. „Der Jäger?“ rief der Bär stutzig und der Atem blieb ihm stehen, „sage, du habest nichts gesehen.“ „Ich habe nichts gesehen“, schrie der Bauer. Der Fuchs rief wieder: „Was liegt denn so Schwarzes neben deinem Wagen?“ Der Bär leise: „Sage, ein gebrannter Klotz.“ Der Bauer laut: „Ein gebrannter Klotz.“ — Der Fuchs: „Kannst du ihn allein aufladen? Ich will dir helfen!“ — Der Bär leise: „Sage ja, ja: ich will mich selbst hinaufziehen, daß es dir leicht wird.“ — Der Bauer laut: „Ja, ja!“ — Der Fuchs: „Daß ich sehe, kannst du ihn auch allein festbinden? Sonst will ich dir beistehen!“ — Der Bär leise: „Sage ja; ich will stillhalten.“ — Der Bauer laut: „Ja.“ — Der Fuchs: „Nun schlage einmal, wie es recht ist, die Art hinein, daß ich sehe, kannst Du?“ — Der Bär: „So schlage einmal zum Schein.“ Der Bauer hob seine Art und schlug aber einen ehrlichen Schlag und machte den Bären auf einmal tot. Nun kam der Fuchs herbeigelaufen und verlangte seinen Lohn. Der Bauer hatte nicht wenig Angst; was sollte er aber tun, er mußte sich anschicken. Wie nun der Fuchs sich bückte, entging dem Bauern aus Angst einer. „Was war das? was ist das?“ rief der Fuchs bestürzt. „Ach ein Windhund“, sprach der Bauer, „ist mir entlaufen.“ „Ein Windhund?“ fragte der Fuchs, und es standen ihm die Haare zu Berge. „Hast du deren noch mehr?“ „Noch zwei oder drei!“ sprach der Bauer. „Halte an, halte an (zoper, zoper) ein wenig, daß sie nicht auch frei werden!“ bat der Fuchs. Damit husch! hast du nicht gesehen! war er verschwunden. Als er sich in Sicherheit glaubte, sprach er bei sich: „Es ist wahr, du verstehst auch deine Künste, allein der Bauer ist des Teufels!“

Volksmärchen

Wie die siebenbürgische Volkshymne entstand

Von Hermann G. Gorgias

Aus der Reihe vergessener Musiker sei der Heldsdörfer Bauernsohn Johann Lukas Hedwig hervorgehoben aus dem einzigen Grunde, weil er die Melodie zur siebenbürgischen Volkshymne schrieb, die eigentlich eine Völkerhymne ist. Es ist keine Melodie von der Weihe des Haydn'schen „Gott erhalte . . .“, keine Fanfare wie die nach Blut und Pulver schmeckende Marseillaise, aber wie diese Hymnen Völker verkörpern, so auch das Siebenbürgenlied Hedwigs, das, treuherzig, träumerisch und weich, einer Herzensschlichkeit den Klang vom Munde nimmt. Ein ganz sonderbarer Liedtext, eine sehr seltsame Melodie! Beide sind, aus Mißverständnissen geboren, zu höherer Gültigkeit vom Volk emporgetragen worden.

Zunächst der Text! Da kam der junge, freiheitsdürstende Reichsachsische Max Molke, einige Zeit vor 1848, nach Kronstadt und erlebte hier den Anbruch der Revolution, deren Flügelkrausen er auf seine Art deutete. Es sang ihm vom Morgenrot eines großen Freiheitsfrühlings verbrüderter Nationen und Menschen. Er mißverkannte, daß die Revolution in Ungarn eine Kampfansage ans Deutschtum war und nur die Verwirklichung ungarisch-nationaler Träume auf Kosten der andern Völker auf die Fahnen Kossuths geschrieben hatte. Blind zugereißt, blind wieder abgezogen, dichtete er in einer Kronstädter Kirchgartenlaube ein Lied ebenso daneben wie der Verfasser des Siebenbürgischen Jägerliedes, der den Hirsch im wilden Forst und die Ente auf dem siebenbürgischen Entensee schießen wollte, den es nicht gibt. Aber eine gewisse Romantik liegt in beiden Liedern, in dem vom harten Jägersmann, der die Liebe auch gefühlt hat, und im Lied von Siebenbürgen, der „grünen Wiege einer bunten Völkerschar“, wo doch diese Wiege so oft einer B a h r e

Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase auf dem Medwischer Margrethi-Markt

Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase saßen einmal vergnügt im grünen Waldhaus beisammen. Da sprach der Fuchs: „Wie wäre es, wenn wir auch einmal auf den Medwischer Margrethi gingen; es soll dort gar lustig zugehen!“ Da antwortete der Bär: „Ich bin schon alt und schwach, wenn aber der Wolf mitgeht und uns schützen will, so ist es mir recht; denn das Menschenkind ist falsch und auffässig!“ „Was? Ich fürchte mich nicht!“ schrie der Wolf trotzig, „ich gehe mit, und ihr sollt weder Schaden noch Schande haben!“ „Auch ich will mit, auch ich!“ rief froh der Hase. „Halts Maul, Junge, du bist noch zu dumm“, sprach der Fuchs; „du würdest überallhin gaffen und große Augen machen und uns nur in Not bringen!“ Da schmiegte sich der Hase an den Wolf, als wenn er sagen wollte: „Macht, daß ich auch mitgehe!“ Dem Wolf gefiel das und er sprach: „Das Häschen muß auch mit!“ und streichelte ihn übers Gesicht. „Aber wofür sollen wir uns ausgeben?“ fragte der Bär, „es muß doch jedermann etwas vorstellen, der auf den Margrethi geht.“ „Ach was, das ist leicht!“ sprach der Wolf, „für Schüler (Studenten)“. Ihr singt den Baß, der Fuchs den Alt, der Hase Diskant; ich will Kantor sein und die Melodie leiten und halten!“

Als sie alles gehörig besprochen hatten, machte jeder seinen Pelz rein — denn man muß auf dem Margrethi gepuht erscheinen — und dann brachen sie auf. Sie getrauten sich aber doch nicht recht, am hellen Tage in die Stadt zu gehen und warteten, bis die Dämmerung einbrach. Dann kamen sie auf den Zehen ganz leise in die Vorstadt; sie gingen alle hintereinander, wie die Hunde nach Blausendorf gehen, der Wolf zuerst, dann folgte der Fuchs, dann der Bär, zuletzt der Hase. In der Vorstadt ist das große Wirtshaus, wie ihr wißt; der Wirt hatte gerade Schweine geschlachtet, und

es roch die frische Würst ihnen entgegen. „Da müssen wir hinein!“ sprach der Wolf, „und uns gütlich tun! Da kennt man uns nicht!“ Der Fuchs wollte nicht recht und sah sich zuerst die Gelegenheit genau an; es sah ihm gefährlich aus. „Gewatter, seid nicht so hitzig!“ Der Wolf aber roch nur die Würst, hörte nichts und klinkte gleich die Türe auf. „Nur herein, willkommen!“ sprach der Wirt. Da gingen alle hinein. „Frische Würst und Wein her!“ schrie der Wolf, „aber viel“. Der Kellner brachte; sie setzten sich und aßen und tranken, und wie nur etwas auf den Tisch kam, gleich war es verschwunden, der Kellner konnte nicht genug bringen.

Endlich waren sie satt. Da kam der Wirt mit der Kreide und sprach: „Zahlen!“ Ja, ja, da fing ihre Not an. Der Wolf allein hatte den Mut zu reden und sprach: „Wir sind Schüler und wollen uns morgen durch Aufsingen etwas verdienen und dann zahlen!“ „Das ist alles recht schön!“ sagte der Wirt, „lasset indessen nur eure Mäntel zum Pfandel!“ Der Wirt aber hatte gleich beim Eintreten der Gäste ihnen angesehen, was für Zahler sie seien, und hatte im stillen den Kürschner herbeikommen lassen. „Mein Freund da, der Kürschner, wird das Ausziehen besorgen!“ Als sie den Namen Kürschner hörten, sprangen alle voll Entsetzen auf und eilten zur Türe, die war jedoch wohl verschlossen. Der Kürschner und der Wirt suchten nun einen nach dem anderen zu packen und zu binden. Der Bär brummte, der Wolf heulte, der Fuchs bellte, nur der Hase war vor Furcht stumm und starr und die Augen standen ihm heraus, der Diskant versagte ihm und bis heute hat er die Stimme nicht zurückerhalten. Ja, das war einmal ein Gefang!

Der Wolf und der Fuchs sprangen dem Kürschner und dem Wirt immer zwischen den Händen durch. Da fingen sie zuerst den Hasen, und das war leicht, denn der regte und rührte sich ja nicht von der Stelle, und nagelten ihn am Zagel an die Wand, dann machten sie sich über den Bären; den überwältigten sie auch ohne große Mühe, denn er war alt und schwerfällig, nagelten ihn auch am Schwanz an die Wand. Jetzt, Wolf und Fuchs, haltet euch! Die

sprangen unter Geheul und Gebell wild herum, auf und ab, bald an die Türe, bald an das Fenster. In der äußersten Angst und Not sprang der Wolf mit aller Kraft noch einmal wider den Fensterladen; der plumpste hinaus, der Wolf mit; er brach ein Bein, aber er raffte sich dennoch auf und lief unter Jammergeheul davon. Als der Fuchs das Fenster offen sah, sprang er sogleich nach, die Wirtin aber, die Milchrahm zu Butter rühren sollte, hatte gerade den rahmigen Löffel in der Hand und stand an der Fensteröffnung. Als sie den Fuchs springen sah, schlug sie mit dem Löffel nach ihm, traf aber nur die Bagelspitze und die ist bis auf den heutigen Tag rahmig.

Der Kürschner und der Wirt waren hinausgeeilt, um den Wolf noch zu fangen und den Fensterladen wieder anzumachen, damit der Fuchs nicht hinaus könne, indessen war dieser auch schon über alle Berge. Auch der Bär war aber jetzt nicht müßig, als er die Öffnung sah und wie der Wolf und Fuchs glücklich entwischt waren; er zog, er riß, er wand sich — schubst! ward er los, aber der Bagel hing an der Wand. Und auch dem Hasen war der verlorene Mut wieder gekommen, er machte es wie der Bär, er ließ seinen Bagel an der Wand und — hast du nicht gesehen! war er davon, und nicht leicht konnte etwas schneller sein als er; er lief in einem Atem ohne umzuschauen bis in den Wald. Noch heute hat weder der Bär noch der Hase seinen Bagel eingelöst; du kannst sie bei dem Medwischer Wirten, oder wenn dort nicht, bei dem Kürschner sehen, und seit der Zeit sind der Bär, Wolf, Fuchs und Hase weder zusammen noch allein je auf dem Medwischer Margrethi gewesen. Es hatte ihnen nicht wohl angeschlagen; der schlechte Fuchs war noch am besten durchgekommen.

Volksmärchen

*

Ein schönes Gesicht ist herrlicher als der Sternenhimmel, und mehr als ein Land ist ein liebendes Herz wert.

Stephan Ludwig Roth



Schnurren und Späße

Erzählt von Misch Orend

Der Kantor von Braller hatte sein Leben lang gerne Wein getrunken. Nun war er krank geworden, und es ging mit ihm dem Ende zu. Er hatte das Wasser. Der Kantor aber meinte: „An meinem Glend ist nur der Wirt schuld, denn er hat mir immer Wasser in den Wein geschüttet. Nun habe ich die Bescherung.“

Ein Kantor sollte predigen, hatte aber die Predigt schlecht gelernt. Als er auf dem Predigtstuhl stand, dachte er: „Was sollst du nun? Schon der Anfang kommt dir nicht in den Sinn!“ Fin- dig, wie er war, sing er, statt des Anfangseufzers, hart mit der Nase zu schnuppern an und rief laut: „Ich rieche Feuer!“ Gleich war die Kirche leer.

Ein Dorfschulmeister der guten alten Zeit entließ seine Schü- ler eines Tages mit folgenden Worten: „Morgen werde ich Euch die Geschichte vom Kolumbus und seinem Ei erzählen. Zu diesem Zwecke kommt jeder von Euch mit einem Ei in die Schule. Wer aber kein Ei hat, der kann auch Käse mitbringen.“

Die Kleinschenkler hatten keine Kirchenväter und fanden auch in der ganzen Gemeinde keine. Der Pfarrer von Kleinschenk hatte aber gehört, daß die Henndörfer, wie keine andere Gemeinde, vier Kirchen- väter hätten, und ließ darum dem Henndorfer Pfarrer sagen, er möchte den Kleinschenkern doch zwei Kirchenväter borgen. Die Bitte wurde abgeschlagen, denn mit den Kirchenvätern in Henndorf war es, wie man sich erzählt, so: Zwei saßen sonntags in der Kirche, die beiden anderen mußten aber immer, wenn der Pfarrer predigte, bei der Pfütze neben der Kirche stehen und ins Wasser schlagen, damit die Frösche nicht zu großen Lärm machten, sonst verstand man den Pfarrer nicht.

Befinnung

Von Andreas Birkner

Ist alles schon getan, vollbracht:
Der Vers auf deinen Mund gemacht,
Der Sohn aus deinem Schoß getauft,
Den so wie mich das Leben rauft,
Der Baum gepflanzt, das Haus gebaut,
Zurück und vorwärts oft geschaut,
Die Freunde an dem Tisch zu Gast,
Das letzte Brot, den Wein verpraßt.
Allein den Feind erschlug ich nicht,
Doch sah ich jedem ins Gesicht,
Und auch, was keiner je gedacht,
Im Bette wach nach Mitternacht
Gesalbt die Wunde, die ich jäh
Gewünscht, daß sie durch mich geschäh —
Die zehne gern erschläge ich
Und zehnmal sie erschlügen mich,
So schnell wär das und das getan,
Doch sieht Gott nicht das Leichte an,
Das aus der Erde steigt und fällt
Im Brausen jedes Winds der Welt.
Sein Auge ruht, ich weiß, ich weiß,
Auf jenem zarten, zagen Reis,
Das aus der mageren Herzenskrum
Die Säfte saugt der Wunderblum,
In deren Kelchen dann so süß
Sich wandelt all die Bitternis,
Die um die Wurzeln weßt und gärt,
Daß Herz und Hirn, vom Duft geklärt,
Geschwisterlich unwandelbar
Bestünden vor dem Sternenklar.

Lebensherbst

Von Konrad Nußbächer

Gewölbtes Blau ob grünem Hang und See
Gibt Antwort weit ringsum den duftigen Weiten,
Im hellen Mittag schimmern die Gebreiten
Von reifem Obst und Wein und Firnenschnee.

Erkühlter Hauch! Silbriger Sonnenflor!
Wie greift ihr mir ans Herz, rührt ans Vergangene,
Vom Silberduft der Ferne hold Verhangene —
Das mir ein Liebesruf ins Heut beschwor:

Erfüllt von erstem jungem Glück und Weh
Und strahlend liebsten Augen, die mir lachten,
Und wonnigsten Gedanken, die wir dachten,
Lieg ich an später Jahre Herbstessee.

Und aus den Fäden überm Brachgefild,
Aus Herzens-Herbstesfäden, die mir blieben,
Spinn ich der unvergeßlich ersten Lieben
Alljunges, allverzehrend süßes Bild.

Abendläuten

Von Hermann Klöß

Stumm das Feld nach heißem Tag,
Sichelschwingen, Senseschlag;
Nicht ein Laut in Busch und Wegen
Harrt das Land der Nacht entgegen.
Noch die Glocke singt und ruft
Zitternd hoch durch Dämmerluft
Wie verborgene Lerchenchöre,
Zum Gebet. O Seele, höre!

Sohlen, aber der Grund, aus dem wir das Echo treten, ist die gewaltige Stille kindlichen Vertrauens.

Ich habe als neunjähriger Knabe, den das alte Kirchengestühl fast wie ein Haus überragte, zum erstenmal den Donner dieses Chorals über mir walten gefühlt und stand da, eingeklemt zwischen den Erwachsenen; doch als ich zu singen begann und empfand, daß auch meine hellen unsicheren Laute in den Strom einmündeten, wuchs ich ebenbürtig und frei in den Augenblick hinein wie die anderen Sänger. Es war mir als hätte ich ihr Körpermaß erreicht. Es überhöhte mich kein düsteres Gefühl mehr; es jubelten die Himmelsbogen der Kirche, während ich demütig und verpflichtet, frei und angerufen zugleich auf den Anadern ewiger Zuversicht stand.

Zu jener Zeit wohnten meine Eltern in Siebenbürgen, nahe der rumänischen Grenze, bis zu der ein Wagen nicht mehr brauchte als einen halben Tag. Der Weg führte durch einen Paß, der sich ins Hochgebirge schnitt. Wir hausten einige Meilen vom Salanfang entfernt, und es konnte bis zu unserem Gehöft wohl einer aus Rumänien kommen, ohne daß er vielen Leuten begegnete. Dieser Umstand beschäftigte meine Eltern oft, denn in jenem Jahre 1907 trennte die Grenze nicht bloß zwei Länder und zwei Lebensordnungen von einander, sondern auch Entsetzen und Frieden. Anders als die siebenbürgischen Bauern, die ihre Äcker als freie Männer nutzen, wurden die rumänischen seit alters her von Grundherren und Pächtern ausgebeutet. Sie griffen, wenn das Menschenrecht in ihrer Brust in Verzweiflung umschlug, zur Waffe und machten sich schuldig an den Peinigern. So war auch 1907 der Aufstand wie ein Feuer emporgelodert und sprang über Tal und Flur. Die Sensenfliegen starrten gerade auf den Stangen. Die Äzte lagen nicht mehr hinter dem Herde. Abgetriebene Mähren keuchten vor den Wagen, mit denen der Sturm über das Land schwang. Die Gutshäse wurden überfallen und grausam geahndet, was vielleicht noch härtere Strafen verdient hatte, aber nicht so wüßt wuchernde. Und während die Bauernsöhne, die unter den Fahnen standen, schon zur Unterdrückung der Väter und Brüder gesammelt wurden, schritt täglich

das Mordgerücht über die Grenze in unseren Frieden hinein. Man hatte die Pässe wohl sorgsam abgeriegelt; wer aber sicherte die Wälder? Durch die Urwildnis konnten auf der Flucht ganze Scharen verzweifelter Bauern in unser Land eindringen und hier aus dem Jammer der Kreatur weiter morden und brennen.

Abends, wenn ich neben dem Tisch mit den Bausteinen spielte, saß Vater oft hinter der Zeitung und las meiner Mutter die ernstesten Nachrichten vor. Er dämpfte die Stimme, damit ich nichts höre, was mich junges Reis hätte ängstigen können. Aber er vermochte es nicht zu verhindern, daß die starke Erregung der Lage seine Stimme oft laut werden ließ, gerade dann, wenn das Furchtbarste zu lesen war. So vernahm ich es auch und was ich nicht erlauschte, dachte ich mir noch gräßlicher aus. Ich kroch unter den Tisch, barg mich in den Schatten und trank die maßlosen Ereignisse mit offenem Mund. Das unabwendbare Schicksal spürte ich hier zum erstenmal, wenn ich so auf dem Teppich zwischen den Fußbalken des Tisches kauerte. Es war bloß gut, daß ich die Schuhe der Eltern vertraut und gewöhnlich auf demselben Teppich sah. Wenn es in der Dämmerung unterm Tisch zu unheimlich wurde, rührte ich leicht an das Leder, ohne daß sie es bemerkten.

Indessen gingen diese Geschichten aus der nahen Tragödie bald über mich hinweg wie andere Eindrücke auch. Ich gewöhntemich daran; es gehörte zu meinem Weltbild, daß hinter den Gebirgen, die ich täglich vor mir erblickte, gemordet wurde. Doch eine Episode des Aufstandes prägte sich mir unergänglich ein.

Ein Bojar, der die Bauern immer gut behandelt hatte und deshalb von seinem Gut nicht wie die Standesgenossen geflohen war, der vielmehr in die Dörfer eilte und den Leuten ins Gewissen redete, wobei er manches willige Ohr fand, saß eines Abends hinter dem Tisch. In einer Ecke nähte seine junge Tochter. Es war still im Haus, das ein Teil des Gesindes verlassen hatte. Nur das Ticken der Uhr ging hurtig von der Wand in die Stube, wo der Mann über dem Zerfall seines Volkes brütete. Da pochte es plötzlich an das Fenster. Er hob den Kopf, lauschte, hörte aber nichts weiter als

das Ticken der Uhr. Wie er sich wieder seinem Nachsinnen überlassen wollte, schrie das Mädchen leise; es pochte nochmals. Er stand auf. Während er zum Fenster schritt, klopfte es deutlich und herrisch zum drittenmal an die Scheiben. Das Mädchen ließ das Nähzeug fallen und trat hinter den Vater, der den Vorhang hochzog und durch das Glas in die Nacht zu blicken versuchte. Man konnte nichts sehen als die Lannenspitzen des Gartens, die sich in den fahlen Himmel zeichneten. Er öffnete hierauf, während die Tochter ihr Herz klopfen hörte, das Fenster und beugte sich hinaus. Da fuhr ihm eine Senseklinge von unten mit aller Kraft gestoßen, durch die Kehle, daß im Nu von dem großen Mann, dessen Haupt auf der Senseklinge aufgespießt zuckte und sich dann dem Mädchen zuzudrehen versuchte, das Blut dick mitten ins Antlitz der Tochter sprang. Der Bauer, der die Leiche so auf der Stange hielt, kletterte durch das Fenster, rannte wie toll ins Zimmer und hob dabei immer noch mit Bärenkräften auf der Bauernlanze den durchstoßenen Kopf, an dem der Leib baumelte, empor. Dann aber, als er das Mädchen erblickte, ließ er den Toten fallen und packte die Halbbewußtlose. Sie erzählte später, daß durch das Fenster Anmengen von Bauern ins Haus drangen, heulend und raubend. Mehr zu erzählen, verweigerte sie. Eine Gendarmeriestreife fand sie am Morgen neben dem rauchenden Gutshof mit zerfetzten Kleidern auf dem Rasen liegen. Sie vermochte sich nicht zu erheben. Die Gendarmen führten sie auf einem Wagen durch Dörfer, wo das Militär eben eintraf, in die Kreisstadt.

Es mochten einige Tage, nachdem ich die Episode gehört hatte, vergangen sein. Der Abend sank. Vater war noch nicht nach Hause gekommen. Mutter stand wohl in der Küche. Ich hörte, während ich aus Bausteinen einen Pferdestall baute, wie das Haustor versperrt wurde. Das Schloß dröhnte dabei. So war es an jedem Abend. Und ich wartete unbewußt auf die Wiederholung dieses heimlichen dunklen Tones, der nach etlicher Zeit, wenn Vater heimkehrte, erschallen mußte. Das Zimmer war hell erleuchtet, die Vorhänge noch nicht vor die Scheiben gezogen. Ich konnte draußen, hoch

im Fensterrahmen, die Baumkronen des Gartens erkennen. Ich hatte in meinem Bausteinkasten rundgebogene Steine, die als Torbogen verwendet werden konnten. Ich sah Pferde in ihnen, baute eine Kutsche aus Steinblöcken, stellte zwei Torbogen davor und fuhr nun los, die Blumenstraßen des Teppichs entlang, als Bojar auf der Flucht — natürlich als guter Bojar. Seit jener Geschichte war meine Parteinahme gegen die Bauern gerichtet. Jede Ranke des Teppichs, die die Fahrt der Kutsche kreuzte, bedeutete Gefahr. Ich entschlüpfte ihr. Im Galopp jagten meine Pferde darüber. Sie schlugen einen Haken und rasteten über den Feldweg einer langhinzuckenden Verzierung. Dies bot ihnen einen solchen Vorsprung vor den Verfolgern, daß ich selig zu pfeifen begann.

Plötzlich klopfte es ans Fenster.

Ich fühlte, wie sich mir Blei bis in die Fingerspitzen ergoß. Die Haare sträubten sich mir auf dem Kopfe, der kraftlos in den Teppich sank. Kurz und dünn klirrten die Steine der Kutsche auseinander. Und dann dröhnte das Ticken der Wanduhr durch die Stille. Ich richtete mich auf und sah durch das Fenster die Baumspitzen im Garten. Darüber war der Himmel zu erkennen.

Da klopfte es nochmals. Hart und herrisch. Ich stand. Es zog mich mit ehernen Klammern zum Fenster. Jeder Schritt, den ich tat, pochte wie ein Begleitungstakt zum Ticken der Uhr. Eine Armlänge vor dem Fensterbrett entfernt blieb ich stehen.

Es klopfte zum drittenmal. Ich sah deutlich die Hand, auf die aus dem Zimmer das Licht fiel. Gespenstisch hell griff sie aus dem Dunkel empor und klopfte, klopfte. Eine starke Männerhand. Und ich davor, ein kleiner Knabe. Ich spürte, wie es mir über die Kopfhaut mit tausend Füßchen lief, und hörte es in den Ohren rauschen, wie ich es nie draussen gehört hatte — außer vielleicht einmal. — Und da sang ich plötzlich mit unsicherer zerfallener Stimme und starrte auf die erleuchtete Hand: „Ein feste Burg ist unser Gott...“

Die Hand glitt ins Dunkel zurück und kam gleich wieder. Ich aber sang: „Ein gute Wehr und Waffen . . .“

Geistesanlagen sein und nichts für die Allgemeinheit beweisen; aber auch in Betrachtung des Durchschnittes gelangen wir zur Erkenntnis, daß der Deutsche die Welt seiner Empfindungen um so williger mit dem Gold der Töne umrandet, je mehr wir vom Norden nach Süden vordringen. Bringt es der höhere Sonnenlauf und mit ihm ein leichterer, beschwingterer Sinn mit sich, daß in den Alpenvölkern zwischen Bodensee und Wiener-Wald mehr Tanz und Musik in der Luft liegen als an den Küsten der Nord- und Ostsee?

Welcher Falte dieses von Nord nach Süd aufgeschlagenen Landschaftsfächers weisen wir die Sangeslust der Siebenbürger zu? Welcher Art war die Liebe zur Musik, die sie einst mitbrachten? Hat sie sich unter dem Reiz einer anderen Umgebung verfärbt, ist sie unter dem Druck der Mongolen-, Türken- und Tatareneinbrüche und des alle Kräfte beanspruchenden Selbsterhaltungskampfes verkümmert? Zunächst, wie war es um das *m u s i k a l i s c h e E r b e* bestellt? Es wird nicht leicht sein, dies zu beantworten, da sich Klänge als viel ungetreuerer Begleiter erweisen als die Sprache. Wir kennen keine einzige Weise, die der Sachse aus der Urheimat mitbrachte. Die Volksliedmelodien und Tänze von heute sind zum geringsten Teil älter als hundert Jahre, überdies brachen sie weder aus dem Herzen des Volkes selber auf, noch wurden sie von ihm zurecht gemodelt, sondern sind meist von namentlich bekannten Komponisten nach dem Text ebenso bekannter Dichter gesetzt worden. Es fehlt ihnen die Anonymität echter Volksweisen. Es sind Kunstlieder eines Stammes, der seit Jahrhunderten keine Analphabeten mehr hat. Die wirklich alten, vererbten Volkslieder — und die Sachsen sollen vor dem 16. Jahrhundert einen reichen Schatz davon besessen haben — flogen noch leichter auf und davon als die Märchen, die in letzter Minute gesammelt werden konnten. Bei den Liedern tappen wir im Dunkel, durch das auch die Choräle keine Helligkeit verbreiten. Sie waren nicht Ausdruck unseres musikalischen Empfindens, zum mindesten nicht in den letzten Jahrhunderten. Man versuchte sie nie, sich melodisch, harmonisch oder rhythmisch anzupassen. Sie mögen sich freilich dem Ohr eingeprägt und so die Ver-

bindung zu altertümlicher Musik aufrechterhalten haben, wie die Kirchengewänder zur alten Tracht, doch so alt sie auch sein mögen, über das ureigene musikalische Erbe können sie nichts aussagen.

Sie machen uns aber mit einer weiteren Schwierigkeit vertraut. Wir wissen von Chorälen, die uns heute durch Ernst und eine fast asketische Strenge packen, daß sie auf mittelalterliche Liebeslieder zurückgehen und daß ihre Melodien als Ausdruck der Lebensfreude empfunden wurden. Mit den alten Liedern verstummten die alten Tonarten.

Die große Wandlung des musikalischen Empfindens im europäischen Kulturraum erfaßte jedoch nicht alle Völker so stark wie die Deutschen; so ergriß sie die Volksmusik der beiden anderen Nationen Siebenbürgens nicht. Ungarisch-zigeunerische, rumänisch-slawische Weisen haben ihre alten Tonarten mit den übermäßigen Intervallen, mit dem Ruhen nicht auf dem Grundton, sondern auf der Sekund, bewahrt. Die verschiedenen Weisen osteuropäischer Völker durchdrangen und befruchteten sich gegenseitig so, daß Grenzen schwer zu ziehen sind. Diese Klänge umschmeichelten Jahrhunderte lang das sächsische Ohr, das sich den Liebkosungen der Fremdheit hingab, ohne im eigenen Tonempfinden wankend zu werden. So hat der Sachse in allen Zeiten eine klare Front zwischen seiner und der Musik der Nachbarn abgesteckt. Es gehört zum Kapitel seiner Widerstandsfähigkeit, daß er sich auch musikalisch nicht aus dem Sattel der eigenen Art werfen ließ, während biegsamere ostdeutsche Stämme sich slawisches Melodiengut weit williger einverleibten.

Es gibt eine deutsche musikalische Stimmung über siebenbürgischen Dörfern. Der dunkle Klang schwerer Kirchenglocken weckt sie. An weichen Sommerabenden stellt sie sich ein, wenn Mädchen, womöglich zweistimmig singend, durch die Dorfstraßen ziehen, schwärmerische Lieder von treuer Liebe, blühenden Rosen und Veilchen auf den Lippen. Die keusche Reinheit der Stimmen spinnt ihre Fäden so weit, als der Sachse die Landschaft wirklich in seinen Gefühlsbesitz genommen und mit deutschen Namen belegt hat. So hört auch er Berge, Wälder, Wiesen in seiner Gefühlsprache und in

seinen Gefühlslängen rauschen, bis hinauf zum Hochwald. Dort aber, wo der Schoban die Schafherden weidet, überläßt er das Regiment den fremden Melodien. Er mag sie nicht stören, obgleich er sie in seinen Heimatbegriff einschließt. So stehen Klang neben Klang, jeder sich behauptend und den Reichtum der Heimat prägend.

Musikpflege

Das Goethewort vom Vätererbe, das man neu erwerben muß, um es zu besitzen, steht wie ein Spruchband über der sächsischen Geschichte, galt jedenfalls auch für das musikalische Erbe; kein Geschlecht schlug diese Verpflichtung in den Wind, jedes besann sich in und durch die Musik seiner selbst, fand in ihr Glück und Trost.

Die Kirche als Bewahrerin alter Sitten hütete dies Amt auch in der Musik. Marienlieder werden aus der vorreformatorischen Epoche erwähnt; es ist kennzeichnend, daß die *musica sacra* am Beginn unseres genaueren Wissens steht. Dann folgten die Choräle des Reformationsjahrhunderts mit den Passionsmusiken der vorbachischen Zeit, die sich sehr lange bis in die abgelegensten Dörfer erhielten und Jahr für Jahr die Gemüter erhoben. Die heilige Musik hatte hohen Wert, ihre Diener genossen weit mehr Ansehen als die weltlichen Musiker. Der Kantor der Gymnasien stand an Rang und Bezahlung gleich hinter dem Rektor, ein Zeichen für den musischen Geist der Erziehung. Die Orgel galt als Königin der Instrumente.

Daneben fehlten die Stadtpfeifer nicht, die auch zum Lobe Gottes herangezogen wurden, um von den Kirchtürmen an hohen Festtagen zu blasen, weswegen sie auch Turner hießen. Für gewöhnlich hatten sie aber zu weltlicheren Anlässen aufzuspielen. Es zeigt den Verantwortlichkeitsinn der Stadtkommunitäten, daß die Instrumente dieser Spielleute lange Zeit hindurch städtischer Besitz blieben. Der Beruf der Musiker war an obrigkeitliche Bestätigung gebunden, als ein ehrliches Gewerbe angesehen und fand damit höhere Einschätzung als die Komödienspieler.

Zwischen den Polen der weltlichen und geistlichen Musik wuchsen Fachmusiker und Dilettanten auf, die sich auch hier den jeweils modischen Instrumenten verschrieben, zu denen lange die Laute gehörte, bis sie von Geige und Cembalo, später vom Klavier verdrängt wurde. Daneben behaupteten Menschenstimme und Vokalmusik als Ein- und Ausgang jeder Musik ihren Ehrenplatz.

Die weltlichen Lieder, die das Volk sang und die in Siebenbürgen entstanden sind, kennen wir in Ton- und Melodienfolge nicht. Die meisten werden aus dem Reich entlehnt worden sein und den innerlichen gesanglichen Zusammenhang mit dem großen deutschen Menschenblock bewahrt haben. Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, um so genauer sind wir hierüber unterrichtet. Wir wissen, daß das Zeitalter der Aufklärung durch Gefährdung aller seelischen Werte schweren Schaden anrichtete. Alte Volkskunst in Tracht und Handwerk, Wort und Lied ging verloren, so daß das Burzenland als fortgeschrittenstes Gebiet das volksliederärmste wurde. Aber wir sehen dann auch wieder, wie in guten Bürgerkreisen der Kammermusik ein Ehrenplatz eingeräumt wurde. Sich den Einwirkungen veredelnder Musik zu überlassen, wurde Anlaß zur Gründung vieler städtischer Vereinigungen und führte dahin, daß schließlich kein noch so anspruchsvolles Werk nicht hätte aufgeführt werden können; dies gilt von Bachischen Passionen über Beethovensche Symphonien bis zu den Opern Wagners. Großveranstaltungen waren Höhepunkte des Jahres, Feste, die man sich und den Zuhörern zu Ehren gab, wobei der Wettstreit zwischen den Vereinen zu Höchstleistungen anspornte. Was an Können und Begabung den Einzelnen und der Menge fehlte, wurde durch Liebe zur Sache aufgewogen. Gleichzeitig schlugen die Vereine ein inniges Band mehr ums geeinte Volk.

Wir wollen die wichtigsten aus der Jüngstvergangenheit aufzählen: in Hermannstadt die „Germania“, der „Musikverein“, der „Hermannstädter Gesangsverein“, in Kronstadt neben der „Philharmonischen Gesellschaft“, der einzigen Vereinigung übrigens, bei der nationale Schranken fielen, wenn auch die deutsche Führung

immer unbestritten blieb, der „Männergesangsverein“, der „Liederfranz“ und der in den letzten Jahrzehnten mächtig aufstrebende „Bachchor“, in Schäßburg und Mediasch der „Musikverein“, in Bistritz das „Gesangsfränzchen“. Dazu kamen in den beiden erstgenannten Städten je ein den Leipziger Thomauern nachgebildeter Schülerkirchenchor. Die höheren Schulen besaßen unter eigener Leitung Vereinigungen für Vokal- und Instrumentalmusik. Musikalische Führerpersönlichkeiten gaben all diesen Bestrebungen Glanz, Richtung und Fülle, die bei den großen Vereinstagen des 19. und 20. Jahrhunderts über die Stadt- und Stuhlgrenze hinausstrahlten.

Aber nicht nur die Städte, fast jedes Dorf hatte seine musikalischen Treffpunkte, bei denen man sich zu gemeinsamem Singen oder Blasen zusammenfand. Die Bläserkapellen der „Adjuvanten“ sind aus dem Landleben nicht wegzudenken. Diese „Helfer“, wie ihr Namen besagt, halfen wirklich, festliche Ereignisse, wenn auch oft mehr durch Lautheit, zu beleben, den Marschschritt bei Auszügen zu lenken, die Schritte auf den Tanzplätzen zu beschwingen, die Trauer bei Beerdigungen zu betonen. Adjuvantenmusik hatte bei strengen Musikverfechtern einen rügenden Beifall. Wir wollen sie als Ehrenbezeichnung wörtlich nehmen; sie half mit, daß das Dach des Volkstums nicht einsackte. So stellte sich denn die Musik von Stadt und Land an die Seite der großen Volksstützen: Glauben und Bekenntnis.

Die Meister

Aber den so bereiteten Acker musikalischer Aufnahmefähigkeit schritten im Lauf der Jahrhunderte die Meister, von denen nun ausgangsweise die Rede sein soll. Wir können sie nicht mit der Elle eines Hundertmillionenvolkes messen und müssen beachten, daß es dessen vierhundertster Teil war, der da schuf und zu gestalten suchte. Ein von aller anderen Beschäftigung losgelöstes eigenbrödlisches Musizieren, völlige Freiheit des künstlerischen Schaffens gab es hier nur selten. Daß wir bei den Meistern unter solchen Umständen dennoch nicht nur relativ hohe Planungen und Taten feststellen

können, das gibt zu denken und zu danken. Hier sei der Dank an die markantesten Gestalten entrichtet. Er gilt auch allen ungenannten.

Hieronymus Ostermayer

Dieser Name steht an der Spitze der Ehrentafel unserer Musiker. Er klingt nicht überzeugend sächsisch, denn die Sachsen waren wohl Bauern und Handwerker, niemals aber Meier. Dennoch war sein Träger nach allem, was von ihm überliefert ist, sächsisch von Gemüt und Geblüt, sicher auch in seiner musica sacra. Wir lesen auf seiner Grabinschrift, daß der berühmte Organist der Schwarzen Kirche und Freund des Reformators Honterus aus dem Marktflecken Groß-Scheuern stammte und nie Wein und Bier trank, was sicher auch damals bei echten Musikern selten genug vorgekommen sein mag und somit der Erwähnung wert war. Das Schaffen dieses ältesten uns bekannten Organisten bewegte sich sicher in den gleichen Formen einer schlichten Gesinnung, die ihm die Feder zu der uns erhaltenen Chronik Kronstadts in die Hand drückte. Ostermayer hat uns keinen einzigen Takt vermacht; dennoch spüren wir aus so manchen Dingen die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens als musikalischer Berater des Honterus.

Ostermayer hatte die Aufgabe, die musikalische Untermauerung der neuen kirchlichen Andachten aus seiner religiös-musikalischen Empfindung zu besorgen. So weit dies durch den Gemeindegesang geschah, ist zu bedenken, daß ihm die Fülle der protestantischen Choräle noch nicht zur Verfügung stand. Seine Aufgabe war nicht leicht. Doch das hohe Ansehen, das er genoß, läßt auf die hohe Leistung schließen, mit der er den Auftrag erfüllte. Wir können annehmen, daß Honterus im Einvernehmen mit ihm die Stellung der Musik auch in der evangelischen Schule bestimmte. Wir spüren seinen Geist, wenn die Schulordnung als erste Stunde des täglichen Unterrichts die musikalische Unterweisung der Schüler forderte. Dieser Geist mag nachgewirkt haben, als zehn Jahre

nach Ostermeyers 1551 erfolgtem Tode das erste in Kronstadt gedruckte Gesangbuch in die Kirchen gelegt wurde.

Sein Ruf als Musiker drang weit über die Grenzen. Wenn ausländische Gäste in die Stadt kamen, verlangten sie den berühmten Organisten zu hören. Er mag über sein Fach hinaus eine achtungsgebietende Persönlichkeit gewesen sein. Seine Mitbürger entsandten ihn einmal zum Wojwoden der Walachei in einem anscheinend auch politischen Auftrag. Als er zwei Jahre nach des Reformators Tod, den er mit rührenden Worten schildert, selber die Augen für immer schloß, war ein Mann dahingegangen, der die Musik in einer entscheidenden Wende der Geschichte in die Bahnen des Dienstes an Gott und den Nebenmenschen gestellt hatte. Er drückte ihr im Sachsenland für die kommenden Jahrhunderte das Siegel ihres göttlichen Ursprunges auf.

Valentin Greff-Bakfark

Musica sacra — musica diaboli, sie stehen einander gegenüber in zwei Zeitgenossen. Es ist eine seltsame Lust der Geschichte, daß sie zu Zeiten stärkste Gegensätze in engster räumlicher Nähe rückt. Als Ostermayer starb, war Valentin Greff, der später das Adelsprädikat Bakfark erhielt, vierundvierzig Jahre alt. So dürften sich beide gekannt haben. Ob auch geschätzt, wissen wir nicht. Sie sind sich im gleichen Stadtkern, der in einer Stunde umschritten werden kann, begegnet und mögen sich mit Blicken gemustert haben, sie, deren Seelenschauplätze wie Himmel und Erde voneinander entfernt waren. Als Greff mit siebzig Jahren nach Durchkostung aller Genüsse des Daseins in Padua von der Pest hingerafft wurde, nachdem er kurz vor dem Tode die in seinen Händen befindlichen eigenen Kompositionen, wie wir annehmen, als Teufelswerk verbrannt hatte, war einer der unruhigsten Lebensläufe zu Ende gegangen.

Valentin Greff-Bakfark ist der große Außenseiter unseres Volksstammes, eine ins Zwielicht getauchte Renaissancenatur, die nur sich selber lebte und daher im Heimatboden nicht gedeihen

konnte. Er drängte früh in die Fremde, wo er die Eigenart seines unstreitig ganz ungewöhnlichen Talentes besser zu entfalten vermochte. Seine Lebensgeschichte ist der Roman eines Abenteurers. Was dem heimischen Menschenschlag an Hochherzigkeit anhaftet, Treue, Beständigkeit, Bedachtsamkeit, ihm fehlten sie völlig; er ersetzte sie durch Unberechenbarkeit, Launenhaftigkeit, impulsive Zügellosigkeit. Er war ein großer Genießer und großer Könner, der berühmteste und gefeierteste Lautenspieler seiner Zeit in Europa. Seinen Namen umgab ein Nimbus wie später den Paganinis oder Liszts. Völker, Länder, Städte haben ihn als den ihrigen erklärt, er aber bezeichnete sich auf den noch erhaltenen Kompositionen als Kronstädter.

Als junger Mann geriet er an den siebenbürgischen Fürstenhof, wo seine Begabung auf der vollhörigen Laute Aufsehen erregte. Er stieg rasch in der Gunst Johann Zápolyas und wurde dank seiner ebenfalls reichen gesellschaftlichen Talente dessen Vertrauter. Daß er in sich dämonische und skurrile Züge verschmolz, geht aus dem ihm verliehenen Adelsprädikat hervor, da Bakfark ungarisch Bockschwanz heißt. So erhielt er das dem Teufel zugesprochene Tier, dem er durch ein häßliches Gesicht glich, als Narrenmütze im Namen aufgesetzt. Wir verstehen, daß ein zur Zerrissenheit bestimmter Mensch auch durch die Macht der Töne nicht innerlich beruhigt, sondern nur aufgereizt wurde. Er las daraus die Bestätigung seiner Friedlosigkeit, die weder auf Erden noch im Himmel eine Heimstatt fand. Nach dem Tod Zápolyas begibt er sich nach Krakau, wo er am polnischen Hof zur Laute aufspielte und sich so ins Vertrauen des Herrschers einschmeichelte. Aber, entweder überhob er sich oder lohnte mit Undank. Vielleicht schwärzten ihn auch Neider als Landesverräter an, denn der König ließ plötzlich Bakfarks Haus verbrennen und ihm nachstellen, der aber noch rechtzeitig fliehen konnte. Nach Deutschland zog es ihn nicht. Wir halten dies für ein Kennzeichen seines volksfremden Wesens. Er trieb sich lieber in Italien und Frankreich viele Jahre herum, auf der Suche nach immer neuen, hohen Gönnern,

deren sein Ruhm kaum bedurft hätte, an denen er aber seine dämonische Macht erprobte.

Aber sein Musizieren wissen wir, daß es rhapsodischen Charakter trug. Sein Lautenspiel war in vielen Fällen Eingebung des Augenblicks, mit ihm geboren und gestorben. Doch sind auch manche Werke von ihm aufgezeichnet, mehrstimmige Phantasien unter Beibehaltung fester Themen, von einem leidenschaftlichen agogischen Temperament diktiert. Er hat nicht nur ihnen, sondern auch ihrer Wiedergabe seine Genialität aufgedrückt und scheint im Spiel unnachahmlich gewesen zu sein. Die ihn beherrschende Klangwelt bleibt uns, die wir mit anderen Ohren zu hören gewohnt sind, fremd und unnahbar wie der Mensch selber. Mag in ihm die sächsische Musikgeschichte ihren frühen Höhepunkt hinsichtlich europäischer Geltung erreicht haben, uns will Bakfark als ein wilder Sprößling unseres Stammes erscheinen, säfteübervoll, kraftvergehend, ein Grenzwert sächsischer Eigenart, ohne Nachfolge, ohne Widerhall im Volk. Während die Organisten und Kantoren, die in den Fußstapfen Ostermayers wanderten, bestimmend bis in unsere Tage blieben, hinterließ sein Wirken keine Spuren. Namen sind Schall und Rauch, und dennoch: Ostermayers Namen hat festtägigen Klang, aber auch der „Bockschwänzige“ hinterläßt einen Namenseindruck. Nur riecht er etwas nach Schwefel, und der Pferdefuß, den er zeigt, deutet auf einen vom Teufel gerittenen Pegasus.

Rudolf Lassel

Kronstadt als Stadt der stärksten musikalischen Kräfte und Überlieferungen behielt diese Rolle bis in die jüngste Vergangenheit bei, zu der Rudolf Lassel, der 1918 gestorbene Komponist und Musikpädagoge, hinleitet. Organist an derselben Kirche wie Hieronymus Ostermayer, aber nicht an derselben Orgel, sondern an einem machtvolleren, viermanualigen Instrument, das lange Zeit das größte des Landes war, verdient sein Name eingetragen zu werden ins Buch der Geschichte als der einer der liebenswürdigsten,

lautersten Persönlichkeiten der als ungemütlich verschrienen Kronstädter. Herzenstiefe, freundliche Klarheit des Geistes, gewinnende Umgangsformen sein Panier, geliebter Freund, geehrter Lehrer und Erzieher, auch vom Königsthron geschätzter Soudenter, steht er als ein Mann vor uns, der das Ansehen der Musik wesentlich erhöhte. In seinen Kompositionen nicht von solcher Bedeutung, wenn sie auch wertvollen Besitz darstellen, ging seine stärkste Wirkung von Mensch zu Mensch. Bei vielen Vergessenen mag ein gleiches der Fall gewesen sein, bei ihm sind wir aber in der Lage, den festen Boden der genauen Lebens- und Werkkenntnis zu betreten. Dem 1861 als Sohn des Kronstädter Gymnasialrektors geborenen Studenten der Theologie und Musik vermittelt Leipzig die höhere Ausbildung in nicht eben modernstem Geist, da das dortige Konservatorium noch in den 80er Jahren aus den Bahnen Mendelsohns nicht herausfand, als doch schon Wagner gestorben war, Brahms und Bruckner ihre Hauptwerke geschrieben hatten. Etwas von der eleganten, geschmeidigen Form Mendelsohns mag Lassel immer angezogen haben, da er, auch wenn er später über sie hinauszuschauen vermochte, gerne wieder zu ihr zurückkehrte. Insofern ist er ein Typus der aufs Neue unerpichten Sachsen, bei dem dies aber kein Zeichen innerer Unlebendigkeit war, sondern des Bedürfnisses und Vermögens, auch in alte Schläuche frischen Wein zu gießen. In die Vaterstadt zurückgekehrt, fiel ihm die Leitung der wichtigsten musikalischen Vereinigungen zu. Außerdem gründete er nach dem Vorbild der Thomaner seinen Schülerkirkchor. Ein Meister der Orgel ließ er jedem Gottesdienst die Gabe seiner frei schöpfenden phantasiereichen und willigen Improvisation, mit der er auch Konzerte abzuschließen pflegte. Von seinen nicht allzu zahlreichen Werken erwähnen wir die Matthäus-Passion, die er nicht beendete, wie wir glauben, nicht aus Gründen eines vorzeitigen Ermüdens, sondern aus dem innerlicheren, daß er in die Düsternis des tiefsten Leidens Jesu nicht hinabsteigen mochte, da er sich dazu nicht stark genug fühlte. So blieb das Werk ein Torso, der besonders im ersten Teil die vielen freundlichen Züge

der Schrift ins Musikalische deutet. In die breite Masse drang Lassel durch die Vertonung der zu Volksbesitz gewordenen Lieder zeitgenössischer sächsischer Autoren, in sie je nach Bedarf markige Fülle oder versonnene Melodienschau legend. Dem Kunstgesang entrichtete er mit einer Reihe von Gesängen für Einzel- und Doppelstimme, für Männer- und gemischte Chöre, a cappella und orchestral ausgeschmückt, seinen Tribut. Über diese Gebiete hinaus hat er sich kaum je gewagt. Es fehlen Kammermusik und große Orchesterwerke, die Zusammenballung jener farbig schattierten Tonmassen, die er so gerne auf seiner Orgel auch in nächtlich einsamen Stunden beschwor. Er überschritt seine Begabung nicht. Das gehörte mit zu der geschlossenen Wirkung seiner Persönlichkeit, die einer ganzen Musikergeneration lehrend und ratend beistand. Musik als freundlicher Maientag, über den wohl Wolken ziehen mögen, ohne die Grundstimmung trüben zu können, so steht sie über seinem Leben geschrieben.

Paul Richter

Und nun zum letzten Kronstädter — die Kette will nicht abreißen —: Paul Richter. Die Wiege des 1875 am Geburtstage Goethes geborenen Komponisten stand ebenfalls in dieser musikalisch geschwängerten Stadt. Umgaben sie auch Nornen, die mitunter dunkle Fäden in sein Leben und Schaffen spannen, so haben Grazien das Dunkle aufzuhellen und den Werken etwas Leichtes, Lebensfrohes, manchmal fast Tänzerisches neben allem Ernst aufzuprägen vermocht. Überfliegen wir seinen Weg, auch wenn er noch nicht abgeschlossen vor uns liegt, so tritt uns Richter trotz seinem Alter in der Erinnerung als jugendlicher Mensch entgegen. Paul Richter als der ewig Junge bedeutet alles andere als Unreife, die ihm nur in Mißverkennung im Schatten Rudolf Lassels, seines ersten Lehrmeisters, nachgesagt wurde. Er wuchs in den Instrumentalwerken sehr bald über den Lehrer hinaus. Erdverwurzelter hat der aus gesundem Bauerngeschlecht Stammende die Leipziger Schule viel rascher und gründlicher abgestreift. Nichts Duckmäuserisches, nichts

die es wagen darf, scheuklappenlos aus gefestigter Eigenart ihre Reverenz vor fremdem Gefühlsleben zu machen. Auch ein Tropfen Tokayer Wein liegt Richter im Blut und beflügelt das bedächtiger sächsischer Schreiten seiner Melodien und Rhythmen. Obgleich er aus dem Geist deutscher Musik schuf, sehen wir etwas von der oft erwähnten siebenbürgischen Seele in seinem Lebenswerk Form gewinnen. So mag er als der eigenartigste und prägnanteste sächsische Komponist der jüngsten Vergangenheit gelten.

Waldemar von Baußnern

Eine andere Luft, eine andere Form der Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff tritt uns in Waldemar von Baußnern entgegen. Ein Musiker, durch Abstammung und Jugenderinnerung dem Lande „jenseits der Wälder“ verbunden, den aber eine norddeutsche Mutter in Berlin zur Welt brachte und der ausschließlich im Reich wirkte und schuf, besinnt er sich als Sechzigjähriger der Heimat und bekennt sich zu ihr. Es kommt zu einem Wiedersehen, in dem beide Teile sich freudig finden und aneinander Wohlgefallen haben. Fast zwei Monate hindurch ließ sich Baußnern 1926 in Siebenbürgen feiern. Eine fast ununterbrochene Kette von Veranstaltungen in den verschiedenen Städten machte das Volk mit ihm vertraut. Es lernte begreifen, warum sich Baußnern eines so hohen Ansehens im Westen erfreute. Hier ein kurzer Überblick über die Stationen seines Aufstieges: Mannheim, Dresden, Köln, Weimar, Frankfurt am Main und Berlin. Sein Leben währte von 1866 bis 1931, nur 65 Jahre. Welche Zahl von großen Werken schüttete es aber aus dem Füllhorn einer reichen Phantasie aus, Opern wie „Bundschuh“ und „Carpus“, Dramen wie das auch in Siebenbürgen zur Aufführung gelangte „Hohe Lied vom Leben und Sterben“ und das nach dem Besuch geschaffene Werk „Hafis“, Weihnachtskantaten und Motetten, Choralwerke, vor allem acht große Symphonien, Orchestersuiten, von denen uns die „dem Lande meiner Kindheit“ gewidmete am meisten zu sagen hat, Kammermusik- und Orgelwerke, Lieder usw. Baußnern ist

Verzärteltes! In eigenwilligen Werken fordert er kräftigen Anteil an den Möglichkeiten modernen Orchesterklangs. Er kehrt in die Heimat zurück, wird Leiter des Männergesangsvereins, später der Stadtkapelle und des Philharmonischen Orchesters, findet nach kurzem Hermannstädter Abscheu wieder nach Kronstadt und lebt nun von neuer Not bedrängt in einem Dorf des Burzenlandes. Seine ausübende musikalische Tätigkeit fällt neben den Kompositionen weniger ins Gewicht. Er kündigte die Anwartschaft auf den Namen des ersten großen in der Heimat wirkenden sächsischen Instrumentalisten schon als dreißigjähriger Mann mit einer Orchestersuite in e-moll an, die die Philharmoniker aus der Taufe hoben. Es war ein Jugendwerk, das doch bereits alle Keime des späteren Schaffens aufwies. Von Suite zu Suite, von Symphonie zu Symphonie aufsteigend, fand Richter immer mehr die Klarheit und Durchsichtigkeit in einer Schreibweise eigener Prägung. Er hat so manche Lieder für Singstimme und Chor, teils mit großer Begleitung, komponiert, er hat kammermusikalische Werke nachfolgen lassen, um immer wieder zum großen Orchester zurückzufinden, dem seine tiefste Liebe, sein heißestes Bemühen galt. Mit ihm hat er gerungen, gelitten und gejubelt, jedes Werk ein Schritt vorwärts, ein Bekenntnis zur Lebensfreude mehr. Wir wollen hier den Finger nicht auf die Wunde, sondern auf das Herz Richters legen, das am lautesten im Feuer der bewegten Tage schlug. Seine Melodien rhythmisch ziseliert, harmonisch aufgelockert und durchmoduliert, haben etwas Einschmeichelndes, Frisches bis zu den letzten Werken behalten. Eines weiteren Umstandes wollen wir nicht vergessen. Richter verschloß sein Ohr auch den Klängen der mitlebenden Völker nicht. Wenn er in seiner „Karpatischen Suite“ die schwermütige Tonleiter rumänischer Hirtenflöten in den langsamen Mittelsatz einbezieht, so tat er nichts anderes, als was Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Brahms unternommen haben, wenn sie dem Reiz des Fremdländischen unterlagen und ungarische, romanische, slawische Klänge ins Werk verwoben. Bei Richter ist es Beurkundung seiner landschaftlichen Verbundenheit,

unstreitig die fruchtbarste sächsische Musikerpersönlichkeit, die über das bedeutendste Können gebot. Sein weit gespannter Geist, der auch in seiner Tätigkeit als Pädagoge und Musikgelehrter in Erscheinung trat, hat weite Kreise beeinflusst.

Rudolf Wagner-Régeny

Wir überspringen mehrere kleinere Tonschöpfer und Tonschöpferinnen, lebenswürdige Talente, die neben Richter und Baßnern nicht ins Gewicht fallen, und wenden uns der letzten Gestalt dieser Reihe zu, wobei wir nochmals einen grundlegenden Kulissenwandel vornehmen müssen. Wir sprechen von dem in Sächsisch-Reen geborenen Rudolf Wagner, der seinem Namen das ungarische Prädikat Régeny anhängte, womit er sicher nicht seine Verbundenheit mit dem sächsischen Volksstamm unterstreichen wollte. Man mag es als einen verzeihlichen Namensblickfang ansehen, der die Wirkung im Reich offenbar nicht verfehlte. Befremdlich ist es uns geblieben, weil seine Kompositionen allein Grund genug zur Beachtung einer so eigenwilligen Persönlichkeit gegeben hätten. Es ist nicht leicht, über diesen Komponisten zu schreiben, der noch sehr wandlungsfähig ist, obschon er klar auf das Ziel der Neubelebung der Oper zusteuert. Seine bekannteste, auch in Siebenbürgen aufgeführte Oper ist der „Günstling“. Neben ihr werden die „Bürger von Calais“ genannt. Wir wissen von einer Musik Wagner-Régenys zum „Sommertraum“. Sein ganzes Schaffen kreist um das bühnenmäßig Wirksame. Dazu verhalf ihm auch sein Textschreiber G. Neher, der für dramatische Impulse zu haben war. Wagner-Régeny selber ist ausgesprochener Neutöner, wenngleich nicht Altonalist. Er schuf sich einen eigenen Opernstil aus der Verschmelzung alter und neuer Thematik. Wagner-Régenys Musik bedeutet keine völlige Auflösung, nicht Triumph des Chaos über Melodie und Rhythmus, sondern nur neue Abstufung, ein Suchen nach einem neuen Gleichgewicht.

Man mag zu dieser Art Musik stehen wie man will, man wird zugeben müssen, daß Wagner-Régenys Einsatz beträchtlich

ist, und daß er, der im Reich ebenso abgelehnt wie bejubelt wird, etwas zu sagen hat. Wir vermerken dieses von einem Musiker, der die Brücken zur Heimat zwar nicht völlig abgebrochen hat, der aber für uns etwas schmerzlich über sie hinauswuchs und den Beweis jener inneren Wandlungsfähigkeit liefert, die auch dem als schwerfällig verschrienen Sachsenthum innewohnt. Von Bakfark bis Hégény — wir gebrauchen bewußt die beiden ungarischen Prädikate — kann es Überraschungen und Ausnahmen geben. Aber noch können wir über Wagner-Hégény, der heute in der deutschen Ostzone einen musikalisch führenden Posten einnimmt, nichts Abschließendes sagen. Er ist und bleibt ein großes Fragezeichen.

— und ihre Gesellen

Nach Meisterfingergebrauch steigen nur jene in die Reihen der Meister auf, die eigene Weisen geschaffen haben. Wer die Weisen der anderen singt, ist und bleibt Geselle, mag sein Lied noch so schön klingen. Die Gesellen sind notwendig, auch für die Meister; ihre Werktreue hütet den Schatz. Solcher Helfer hatte unser Volksstamm viele. Vom Wunderknaben Eugen Filtsch, der am Beginn des vorigen Jahrhunderts die Welt durch sein pianistisches Genie in Staunen versetzte und dann frühzeitig hinwelkte, bis zu den zahlreichen ausübenden Künstlern von heute, von den großen bis zu den kleinen Könnern, vom hellsten Stern, von Lula Mysz-Gmeiner, bis zu den Vereinsolisten, deren Herz für die Kunst glüht, zieht sich ein roter Faden. Sie alle schürten ihr Feuer, damit es uns immer neu erwärme. Wir können von denen, die in Europa Anerkennung fanden, nicht alle nennen; namentlich seien aufgezählt die vier Geschwister Gmeiner, Lula, Ella, Luise und Rudolf, und die bedeutende Geigerin Irene von Brennerberg. Die Enge unserer Verhältnisse drängte sie nach Deutschland, mit dem ein ständiger Austausch von Begabungen stattfand, der uns nötigt, in Dankbarkeit auch jener zu gedenken, die, nicht bei uns geboren, ihre beste Kraft Siebenbürgen widmeten. Die Pulse unserer wenigen Berufsorchester wie der Hermannstädter und Kronstädter

Stadtkapelle waren vorwiegend von Musikern aus Böhmen besetzt; auch leitende Stellen wurden oft an Zugewanderte vergeben.

Viele betrachteten Siebenbürgen nur als vorübergehende Station, andere verwurzelten mit ihm, sind aus seinem Musikleben nicht wegzudenken. Jahrzehntlang hatte in Hermannstadt J. L. Bella das musikalische Szepter inne und errang als Dirigent der „Hermania“ und Organist der ev. Stadtpfarrkirche unsterbliche Lorbeeren, bevor er in hohem Alter in die slowakische Heimat im Ehrengelände zurückgeführt wurde. Wer wäre imstande, den Einfluß, den Viktor Bickelich ausübte, zu streichen? Es müßte der lenkende Geist von Jahrzehnten unterschlagen werden, der als Chor- und Orchesterleiter, als Organist, als Pädagoge befruchtend wie kaum ein anderer in Kronstadt gewirkt hat. Wir müssen an Hermann Bönick und Hermann Kirchner erinnern, von denen der eine manche Melodie sächsischen Liedern, der andere eine sächsische Oper dem Schatz siebenbürgischer Musik beigezeichnet hat. Den verdienstvollen Dirigenten heimischer Chorvereinigungen sei ein Wort des Dankes und der Anerkennung gesagt, einem Alfred Novak, einem Franz Xaver Dreßler, der sich im Hermannstädter Bruckenthal-Chor ein Denkmal setzte; wir müßten die Reichsdeutschen Artur Stubbe und Wendel Hammerstädt in Hermannstadt und G. Fleischer und H. Glöter-Ungar hervorheben, die in Schäßburg wirkten, wobei wir uns bewußt sind, manchen Namen auszulassen. Sie wirkten Seite an Seite mit heimischen Kräften. Es würden die Äste des Baumes der Musikpflege unter der Last der nichtgenannten Namen brechen, hinter denen vollblütige Musiker stehen, die Gutes und Bestes boten und den Quell der Musik nicht versiegen, sondern ihn befruchtend über die Auen des Volkstums strömen ließen.

Zurückblickend auf ihre musikalische Gesamtleistung im Laufe der Jahrhunderte haben wir ein Recht auszusprechen, daß sich die Siebenbürger Sachsen hinter anderen deutschen Stämmen nicht schamvoll zu verbergen haben.

Burzenländer Berge

Von Adolf Meschendörfer

Ihr meerentstiegenen steinernen Tiere,
im Morgenhimmel silbern aufgebaut,
Wie ruht ihr fern und abgeschieden
und doch so heimattreu und heimattraut!
Ihr ruht bereist und duldet schweigend
der Zeiten Last: Stier, Hirsch und Kuh,
Verstummt und taub seit hunderttausend Jahren.
Nur Gottes Wind weht immerzu.
Sein Finger griff in die seufzenden Rippen,
er hat euch die zornigen Wampen gewellt,
Er löschte euch sanft die kristallinen Augen
und hat euch dennoch zu Hütern bestellt.
Das plumpe Gehörn, gezackte Geweihe,
sank tief ins grämliche Firnneis;
In den zerschundenen Leibern nistet
Wacholder und blasses Edelweiß.
Ihr Meeresriesen, ihr steinernen Tiere,
im Abendhimmel zaubrisch aufgebaut,
Wie seid ihr nah und fromm und gut, ihr Lieben,
und heimattreu und heimattraut.

Honterusfest in Kronstadt

Von Adolf Meschendörfer

Das größte sächsische Fest ist das Honterusfest zu Ehren des Reformators am Schlusse des Schuljahres, wenn die goldene Zeit der Sommerstille sich unermesslich auszudehnen beginnt. Dies Kronstädter Fest feiert die ganze Stadt, alle Geschäfte und Ämter sind dann geschlossen. Wenn der Festzug sich hinausbewegt hat auf die große Waldwiese, ist die Stadt so ausgestorben, daß nur

Kranke und ganz kleine Kinder einem Fremden Auskunft geben könnten, wohin die Bewohner plötzlich verschwunden sind. An diesem wunderbaren Tag ist Heerschan über die ganze Sachsenschaft, die in althergebrachten Formen sich zusammentut zu einem königlichen Spiel, das Prachtensaltung mit erhabenem Ernst vereinigt.

Und wenn dann an einem herrlichen Junimorgen, ehe noch die letzten Sterne verblichen sind, irgendein alter, vertrockneter Sternengucker aus seinem Dachfenster den Kopf herausstreckt und nach dem Wetter sieht, wenn bald darauf die Trommelschar durch alle Gassen zieht, die Schläfer zu wecken, die längst schon im Nachthemd im offenen Fenster stehn und den Atem anhalten, denn eben hat die Turmuhr die sechs schweren Schläge getan, und wenn sie dann anhebt, die Große Glocke, wenn der edle Kelch in erhabener Trunkenheit einsam schwingt, als ob er ganz allein auf der Welt wäre, wenn die Vereine mit ihren Fahnen an verschiedenen Treffpunkten der Stadt aufziehen und immer neue Volksmassen in das Thal einströmen, das der Stadtpfarrhof, die Predigerwohnungen, die Schulgebäude und das Rektorhaus rings um die Riesenkirche gebildet haben, dann wissen wir: heute ist der Tag des allgemeinen Burgfriedens, Bruderfest, Honterusfest!

Mit Gewalt muß man sich jetzt schon einen Weg durch die Mauern der aufgestellten Schüler, Turner, Säger und Vereine bahnen.

Der Honteruscoetus marschiert heran, die nickenden Fahnen schmückt junges Eichenlaub. In schwarzem Samtflaus und weißer Hose, den Ziegenhainer in der Hand, schwenkt er mitten in die Massen hinein unter den Erker des Gymnasiums, wo der Fahnenwald gepreßt im Winde wogt. Sieben Uhr. Da setzen die Musikkapellen ein und „Schütze, Gott, dein Volk der Sachsen“ steigt der Gesang aus den vielen tausend Kehlen wie ein feierliches Morgenopfer zum blaueidenden Himmel empor.

Im offenen Fenster steht der Rektor. Er sieht hinunter in das Meer von Augen, in die lachenden, funkelnden, flackernden, glühenden Augen Kronstadts.

Alle Lust und Liebe des Schuljahres drängt sich jetzt in seine Worte, es gibt Handwerker, die sie noch nach Wochen wörtlich wiederholen und mit früheren vergleichen. Alle Strenge ist aus seinem Gesicht gewichen, unser Rektor spricht:

„Ihr steht hier im Herzen unserer Vaterstadt — im Schatten des größten Werkes, das Sachsenhände je schufen, ihr steht hier auf dem ‚Kirchhof‘, auf dem einst er täglich in Arbeit und Sorge, in Hoffnung und Freude gewandelt ist.“

Hier schritt er im Gespräch mit seinem Melancthon, dem durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Doktor der Weltweisheit, Valentinus Wagner, und bestimmte den Platz, auf dem das neugegründete Gymnasium im Jahre 1544 erstehen sollte.

Dort vor der Kirchentüre hatte er mit seinem lieben Freund, dem weisen Stadtrichter Johann Fuchs, einen heftigen Disput, als dieser dem zur Verantwortung gezogenen Reformator erklärte, er lasse ihn nicht nach Weissenburg ziehn, wo Kerker und Scheiterhaufen drohten.

Da drüben, beim Rektorhaus, wie oft hat er selbst Hand angelegt beim Ausladen der schweren Reisewagen, von Bewaffneten begleitet, die kostbare Bücher und Handschriften brachten, die der Stadtrichter durch Kaufleute in Konstantinopel aus den von den Türken verwüsteten griechischen Büchereien für unsere damals gegründete Gymnasialbibliothek hatte ankaufen lassen.

Und dann, als der Stadtpfarrer von Kronstadt, der geistigen Übermacht des neuen Apostels huldigend, sein Amt niederlegte, damit der von allem Volke gepriesene Mann seine Kanzel erhalte — was war das für ein Tag, als dieser Platz, von Tausenden wimmelnd, die ihre kostbarsten Teppiche hingelegt hatten, damit sein Fuß sie betrete, in einem gewaltigen Brausen von Hosanna- und Jubelrufen widerhallte, als der feierliche Zug der Ratsherren plötzlich stockte, weil sie ihn jubelnd emporgehoben hatten und allem Volke zeigten, bevor sie ihn in die Kirche hineintrugen.

Heiliger Boden unserer Väter, auch heute noch sind die wichtigsten Ereignisse unseres Lebens mit dir verknüpft!“

Des Rektors Blick wandert durch die Reihen der Schulkinder, und seine Stimme schmilzt väterlich-warm wie eine dunkle Geige:

„Seit siebenhundert Jahren steht in den Bergen dieses Landes ein einsamer Baum: eine knorrige Eiche mit hundert eigenwillig gebogenen Ästen; die Krone zerspalten von feurigen Blitzen, die Wipfel zerrissen von ungezählten Stürmen. In dem letzten Jahrhundert hat dichtes Moos seinen Stamm bekleidet; doch noch schmückt sich der alte Baum alljährlich mit tausend Knospen — ihr, liebe Schüler und Schülerinnen, seid der Schmuck, den der sächsische Lebensbaum alljährlich angelegt, und auf euch richtet sich stets der prüfende Blick: wie lange wird es mit ihm noch dauern?“

Doch dann wendet er sich an die Erwachsenen, und seine Augen werden hart und die Lippen von richterlicher Strenge:

„Ein Honterusfest ist ein Bekenntnis! Wer hier in diesen Reihen steht, der bekennet sich zu der großen Familie, die unser Reformator gegründet hat und in der alle, durch Schicksalsfügung aneinander geschmiedet, sich blindlings dem Gemeinschaftsgedanken unterwerfen, in der jeder weiß, daß wir nur alle zusammen miteinander stehen oder fallen!“

Wer gab uns diesen trotigen Willen zum Leben, wer schmiedete uns in diesen eisernen Ring unserer Gemeinschaft? Der Mann, dessen Fest wir heute feiern: Heil Johannes Honterus!“

Jetzt erklingt das heilige Nationallied „Siebenbürgen, Land des Segens“, das zarte Grün der alten Kirchhofslinden erbebt in dem hochaufschauenden Volksgesang, und der Zug setzt sich in Bewegung: voran ein Banderium von sächsischen Bauern in ihren langen, blauen Kirchenröcken, geführt von Jünglingen in alt-sächsischer Bürgertracht auf ausgewählt schönen Hengsten, dann mit der ersten Musikkapelle der Stadtpfarrer, Rektor, Gemeindefunktor, die sächsischen Abgeordneten, Senatoren, Lehrerkollegien mit dem Presbyterium; dann die Militärkapelle und das Trommelkorps mit dem endlosen Zug der Schuljugend und hundert flatternden Schulfahnen, hundert lachende Mädchen wie farbenprächtige

Wiesenblumen in ihrer bunten Tracht und hundert Frauen mit feuchten Augen, in den kostbaren Brokatstoffen, Spinnwebeschleiern und goldenen Gürteln einer glorreichen Zeit; und wieder Musik an der Spitze der trutzigen Vereine, die wie auserwählte Regimenter hinter ihren kostbaren Fahnen dröhnen, und der Kopf der Heeresfahne war zwischen den Mauern der madjarischen und rumänischen Zuschauer schon dem Stadttor nahe, als sich auf dem Kirchhof die vierte Musikkapelle in Bewegung setzte.

Als der Talkessel sich öffnete, umfingen uns dampfende, smaragdene Felder, wogende Wiesen, Maßliebchen, Akelei und Glockenblumen. Würziger Sommergeruch, Lieder der Mädchen und Knaben stiegen auf.

Des Führers helles Kommando ertönt: der Honteruscoetus muß im Laufschrift den Zug überholen, um als erster die Feldwiese am Abhang des sanft ansteigenden Waldes zu besetzen. Auch die nachrückenden Schulen und Vereine bleiben bei den Tormasten mit den majestätisch grüßenden Wimpeln und Flaggen zurück, während die Volksmassen hinaufstreben zum Rande des Waldes. Hier steht wie auf einem Feldherrnhügel das aus mächtigen Eichenbalken gezimmerte „Lehrerzelt“. Von hier übersieht man die ganze Wiese.

Und der Stadtpfarrer besteigt die mit Tannengrün verkleidete Rednerkanzel und sieht mit bebendem Herzen wie auf ein Zeichen von unten in einer einzigen Front die Vereine und Schulen mit den vier Musikkapellen heranmarschieren. Kronstadts lebendige Mauer rückt herauf mit flatternden Fahnen!

Der Sprecher der Vereine grüßt in wohlgelesener Rede das Oberhaupt der Gemeinde, und der hochhehrwürdige Herr gibt ihm jeden Gedanken der kernigen Sätze zurück und faßt sie zugleich in flammende Bekenntnissworte.

Wieder steigt feierlicher Gesang wie ein Gelübde zum Himmel, und dann zerstreuen sich die wogenden Volksmassen in die lockenden Zelte der Vereine und Nachbarschaften, Tausende aber lagern am Waldesrand und holen aus den von den Dienstmägden herbeigeschleppten Körben die Schinken und Würste, Käse und Rettiche

und die glucksenden Flaschen. Mächtig atmend liegen die Schlemmer auf dem Bauch oder am Rücken, starren in die regungslosen Äste, trinken den blauen Himmel und die Musik, die verführerisch aus der Tiefe heraufklingt.

Wir Studenten aber stürmten unsere grüne Hütte, das Faß wurde angestochen, von der langen Festtafel erdröhnten die Schläger und alte Studentenlieder. Dann nahmen die meisten Urlaub und suchten auf dem Festplatz und im Walde die Holde, die es einem angetan hatte. Arm in Arm mit ihr durfte man sich vor aller Welt zeigen, ohne Furcht eine Zigarette anstecken und den Spielen der unteren Klassen zusehn, die sich auf der Wiese in abgesteckten Bezirken rings um die Klassenfahne tummelten. Man schoß selbst mit der Armbrust auf die gemalten Tiere, die auf hohen Stangen angenagelt ihren Kopf oder ihren Flügel dem glücklichen Schützen überlassen mußten, man zog im Vorübergehen mit an dem langen Strick, der die Stärke zweier Klassen entscheiden sollte, und der Ball, der aus einem Kreise fiel, wurde der hübschen, vor Eifer glühenden Lehrerin in den Schoß zurückgeworfen. Ein Summen und Brausen erfüllte den in Licht gebadeten Platz, durchbrochen von dumpfen Paukenschlägen oder einer plötzlich aufkreischenden Klarinette.

Hirschenepitaph in der Hermannstädter Stadtpfarrkirche

Von Adolf Meschendörfer

Hirschlein mit der Grafenkrone
In dem zierlichen Geweih,
Springst vergnügt auf zarten Läufen
Zwischen Klee und Klei.
Kennst mit deinem fecken Krönchen
Wider Wand und Marmelstein,
Ach die Jugend, ach die Jugend,
Können schwer beisammen sein!

Erste Liebe. Und der Wildling
Trägt beglückt den süßen Schwan,
Der ihn sanft am Bügel leitet
Auf der steilen Ruhmesbahn.

Mahnend aus der dunkeln Wolke
Reckt sich eine Waterhand:
Eine Taube weist dem Kühnen
Und ein Szepter neues Land.

Aber Lorbeer stürmt der starke,
Stolze, siegekrönte Held,
Zimmer höher — immer enger
Wird dem Friedlosen die Welt.

Zwischen Disteln, zwischen Dornen,
Ohn Geweih und stolze Zier
Lechzet nach der Himmelspeise
Lodesmatt das edle Tier.

Sieh, wen bringt man auf der Stange?
Straf es endlich das Geschöß?
Rechts und links ein Bogenschütze:
Zwei Gerippe ernst und groß.

Deutsche Kunst in Siebenbürgen

Von Hans Wühr

Um die deutsche Kunst in Siebenbürgen zu verstehen, ist zu bedenken, wie sehr das Land durch die Karpaten und den Niegel des Erz- und des Bihargebirges zur natürlichen Festung bestimmt war, welche stets not- und todbedrängt ihre Bewohner zur seelischen Haltung einer Besatzung zwang. Mehr freilich die deutschen Bewohner, denn diese waren nicht wie die Rumänen und Ungarn im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Gesamtkörper ihres Volkes außerhalb der Festung und in dessen mütterlichen Blutkreislauf

einbezogen, sondern weit abgetrennt zum eigenen Kreislauf in sich selbst bestimmt. Ungarn- und Rumänentum wurden auch durch schwerste Verwundung weniger gefährdet, weil ja die Heilkraft der Volksgesamtheit immer wieder auf sie einwirkte. Das Festungsartige der Geographie prägte sich daher nur peripherisch und allgemein in ihre Lebensart ein. Die Deutschen aber, stets wesentlich gefährdet, mußten in sich selbst verharren, selbst ein Ganzes und Rundes werden und alle Abwehrstoffe der Geographie in ihr Wesen wie in eine Kirchenburg übernehmen, sich solcherart zu bewahren und in die Zukunft weiterzureichen. Der eindringliche Blick erkennt den besonderen Impuls dieser Karpaterfestung in vielen Urkunden der sächsischen Art, seien es Sitte und Brauch, Stickerie oder Goldschmiedekunst, sei es Kirchenburg oder Volkslied. Der Impuls der Karpaten drückt sich in einer Schwerpunktbildung in sich selbst aus, in unerhörter Heimatliebe und -treue und auch in einer Gläubigkeit, durch welche die Gebetsworte von Gott als einer festen Burg einen bedeutsameren und innigeren Bezug erfahren.

Die Kirchenburgen

Im 16. Jahrhundert gab es mehr als dreihundert Kirchenburgen, was bei der Kleinheit des Landes und der geringen Zahl der sächsischen Einwohner immerhin verwunderlich ist. Es ist, als hätte der Abwehrgürtel der Karpaten sich hundertfach im Besonderen wiederholt und im Kleinen dargestellt. Dem Wanderer, der aus dem gewaltigen Bergland niedersteigt und dessen Augen und Herz noch gesättigt sind vom langgezogenen Linienklang des Gebirgs, von den Lichtflächen der Almen und den Schattenmassen der Fichtenwälder, ihm scheint es, als ob die Kirchenburg, der er im lieblicheren Hügel-land begegnet, mit dem Rhythmus ihrer Ruben und Flächen den bukolischen Gang der Karpaten wiederhole, um ihn schließlich als ernstes Muster einer Stickerie oder als Volkslied in die Spinnstube weiterzugeben. Und in der Tat: die Kirchenburg ist nicht mit den stilistischen Kategorien der Kunstgeschichte anzusehen, sondern vor allem mit den Maßen und Ebenmaßen im Blick, der die wäl-

dergesättigte Weite der Karpaten überschaut. Es ist eine Baukunst, so einfach und eindringlich wie ein Vaterunser in der Not. Mögen die Gebetsworte vom Gott als einer festen Burg auf ein Irdisches gerichtet sein, diese irdische Burg hier ist dafür in einem wunder-vollen Ausgleich, der ihrem Gesicht die Züge des Ebenmaßes und eines edlen Daseins einprägt, auf ein Ewiges bezogen.

Den deutschen Einwanderer, der heimatgierig und zukunfts-trächtig aus der Wildnis eine gesegnete Heimat zu machen verstand, belehrten die Mongolenstürme, daß diese Erde größere Ansprüche an sein Herz stellte und gütigere Zeugnisse seiner Liebe verlangte als von den anderen Bevölkerungen. Diese, hier noch schweifend als Hirten in den Hochweiden, dort im Blute noch erregt vom Nach-klang des Nomadentums, waren flüchtiger, weniger bodenbeseßten, weniger greifbar; sie entzogen sich leichter dem Zugriff der östlichen Not und bezogen aus der Ganzheit ihres Volkes immer neues nachdrängendes, nachsickerndes Leben. Der Deutsche aber, auf sich gestellt, von seiner Mutter abgenabelt, der erschlossenen Scholle unerhört verhaftet, konnte nicht flüchten, konnte kein neues Leben von draußen einsaugen, er mußte wie ein Baum stehen bleiben und dem Wetter mit den heroischen Gebärden seiner Äste begegnen. Die Kirchenburgen, zwar zumeist nach den Mongolenstürmen ent-standen, sind dennoch auf rührende Weise Zeugen auch dieser Zeit, weil die Erbauer damals zum erstenmale ihre Treue erprobten und ihre todbedrängte Liebe nicht zum letztenmale bewiesen.

Es wäre zwecklos und unmöglich gewesen, das ganze Dorf zu befestigen, denn die beschränkte Anzahl der Verteidiger hätte nicht ausgereicht, eine so große Anlage zu errichten und zu verteidigen. Man baute besser ein kleines, starkes Befestigungswerk um die eigentliche Dorfmitte, um die Kirche herum und machte diese selbst zur Feste. Man schloß darin einen Zufluchtsort für alle ein, wo-möglich auch für Vieh und anderes Gut. Es ist freilich schwer, sich vorzustellen, wie so eine verhältnismäßig kleine Burg einem tüch-tigen Heere widerstehen konnte. Vielleicht gelang das nicht immer, doch war es möglich, die vielen geringeren Heerhaufen, die plün-

dernd umherzogen, abzuwehren. Es waren auch keine gelehrten Festungsbaumeister, die hier nach den Regeln ihrer Kunst, sondern Bauern, die aus natürlicher Erfahrung des Einfachen und Notwendigen Bauwerke schufen, die weniger die geschichtlichen Stile als die kristallinischen Formen der Natur kundgeben.

Es sei erlaubt, der Art und Schönheit einiger Kirchenburgen und ihren Erinnerungen nachzugehen. Die größte ist die von *Tartlau* im nördlichen Burzenland. Drei mächtige Ringmauern von 12 Meter Höhe und ein gewaltiger Graben umgeben fast kreisrund die Kirche. Auf einer Zugbrücke gelangt man über den Graben in den Toreingang, der mit mehreren Fallgittern verschließbar in den befestigten Vorhof führt. In der innersten Ringmauer sind in drei Stockwerken Wohn- und Vorratskammern, darunter Keller eingebaut. In den Wohnräumen fanden die einzelnen Familien Unterkunft. Vorratskammern und Keller waren stets mit Lebensmitteln angefüllt, in den Wehrtürmen lagen Waffen und Geschosse bereit, um bei einer plötzlichen Belagerung mit allem versehen zu sein. Ein Brunnen unter dem Chor der Kirche gab Wasser. Die Zwinger zwischen den Ringmauern boten Raum für das Vieh. In einem Turm war das Pfarrerstübchen, in einem anderen die Schule. Bei Belagerungen drängte sich die ganze Gemeinde hinter den Wehrmauern zusammen und führte hier ihr geordnetes Leben weiter. Dieses verwegene, bedrohte Leben in der Burg entsprach gleichnishaft dem Leben des ganzen Volkes in der Karpatenfestung und prägte sein Antlitz unverkennbar.

Die zweite große Kirchenburg des Burzenlandes ist *Honigberg*. Eine kreisrunde Ringmauer, sieben Wehrtürme, ein Kirchthurm mit Wehrgang, ein Wassergraben und anderes mehr, bildeten die starken Verteidigungswerke, an denen viele Angriffe scheiterten, so z. B. im 16. Jahrhundert der Ansturm des Woiwoden der Moldau und im Anfang des 17. die Bemühungen *Báthorys*, an die uns eine heitere und lebenswürdige Anekdote erinnert. Belagerern und Belagerten waren die Lebensmittel ausgegangen; beide befanden sich in betrüblicher Lage; die klugen Frauen in der

Burg aber gewannen den Krieg mit einer List. Sie buken aus dem letzten Mehl eine Menge feinsten Kuchen und warfen sie auf die verblüfften Ungarn hinab. Außerdem schlachteten sie das letzte Schwein und die letzte Ziege und hingen sie als Schaustücke über die Mauer. Vor den Zeugen so großer Reichtümer verzagten die Feinde und zogen ab. Auch in anderen Kirchenburgen setzte Frauenlist und -Klugheit solche Glanzlichter auf Not und Dunkelheit. Die Kirchenburg in *Großau*, von Ringmauer und mehreren Wehrtürmen umgeben, wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts von den Türken erobert. Um den einen der Türme, in dem der Rest der Besatzung sich noch hielt, schichteten die Belagerer hohe Holzstöße auf, zündeten sie an und verbrannten die Bauern bei lebendigem Leibe. Die Kirchenburg in *Heltau* stammt in den ältesten Teilen noch aus dem 13. Jahrhundert. Wehrtürme über dem Chor und den Kreuzarmen der Kirche fügten sich zusammen mit dem Westturm, dreifacher Ringmauer und tiefem Graben zu einer stattlichen Festung. Ein großes türkisches Heer erzwang einmal von ihr ein hohes Lösegeld, für das die Frauen ihren Schmuck ebenfalls hingeben mußten. Auch in *Birchäl* konnte die Kirchenburg mit dreifachen Ringmauern und Bastionen die Belagerten nicht retten, als 1704 die Horden *Rakoczis* anstürmten.

Der Wanderer kehrt in vielen solcher Burgen ein, um in der Kirche andächtig den Blick in sich selbst hineinzusenken und dann vom Wehrturm mit dem göttlichen Nachglanz im Auge Ausschau zu halten ins Land des Segens. Er bedenkt, daß die Burg seit Jahrhunderten mit der Gleichniskraft der Türme und Mauern hineinragt ins Dorf, in Höfe und Herzen; daß sie die Menschen mit noch stärkeren unsichtbaren Mauern umfaßt als Kirche und sie als Burg zur festen Gemeinschaft zusammenschloß.

Branchtum, Gitte, Lied, Tracht und Volkskunst: sie alle antworteten wie eine Stimmgabel auf den großartigen Linienklang der Karpaten und auf das einfältig schwermütige Volkslied der Kirchenburg. In deren Geborgenheit überlieferten der Bestand an

Leben und die Lust zum Leben sich von Geschlecht zu Geschlecht, immer im Ablauf von Geburt, Hochzeit und Grab, gleich einem geometrischen Ornament, einem Muster mit unendlichem Rapport. Immer galt es, die Gemeinschaft als einen Speicher zu überliefern, aus dem die blühenden, eiligen Kulturen der Stadt mit frischen Lebenskeimen gespeist wurden. Es ist, als wollte sich das Dasein hier gegen den Ansturm des Neuen und der Vergänglichkeit vermauern, Erschütterungen infolge der Einbrüche der Zeit und des Todes immer durch die Zeremonien einer geometrischen Ordnung stabilisieren und die Verbindung mit dem Unveränderlichen wieder herstellen. Sitte und Brauch sind stilisierte Lebensformen, sind notwendige geometrische Ornamente, voll hintergründiger vermauerter Gesichte. Geburt, Hochzeit und Grab, der Rhythmus der Jahreszeiten, Sonnenauf- und -untergang, Voll- und Neumond, die Folge der Sonntage: alles geschieht in unendlicher Reihung und drängt darin das Leben zusammen und stilisiert es gemäß seiner geometrischen Ordnung. Besonders dort, wo der Tod einbricht, rings um die Einbruchsstellen der Vergänglichkeit, wuchert abwehrend und maßsetzend das geometrische Ornament. Man muß nur an den Dypilonstil der Friedhofsbasen von Athen und an die geometrischen Muster der nordischen Gräberurnen denken, um den Sinn dieser Ornamentik zu verstehen. Ein vielfältiges Brauchtum wuchert in Verbindung mit Totenkult und Totenklage. Die Totenklage mit ihren endlosen Wiederholungen verdeutlicht die Art dieses Ornaments unendlicher Reihung. Auch das echte Volkslied mit zahllosen Strophen und ewig gleichem Rehrim ist ein geometrisches Ornament und kristallisiert am üppigsten gerade dort, wo eine Gemeinschaft ihre Dauer, ihr Wesen und ihren Rhythmus als ewig gültig zeigen will, sei es in der Spinnstube oder im Dunkel unter der Dorflinde.

Stickerei

Von hier aus ist es uns auch möglich, eine sächsische Stickerei zu begreifen, ihren hintergründigen Zusammenhang mit der Kir-

chenburg zu durchschauen. Wir sehen zumeist ein geometrisches Muster, das den weißen Leinengrund gleichfarbig und gleichartig überzieht oder in einer gewissen Ordnung sich darauf verteilt; oder aber, in anderer Ornamentik versponnen, stilisierte Hirsche, Vögel oder Blumen in unendlicher Reihung. Es ist unheimlich und fast erschütternd, sich in dieser jenseitigen Fabelwelt zu verlieren, fast als blicke man in den Eisblumenwald eines gefrorenen Fensters hinein und spüre, wie er mit seiner kristallinen Starrheit und Feierlichkeit den Ausblick ins winterliche Reich des Todes verwehrt. Da wandern Hirsche, endlos einer hinter dem andern, sie scheinen seit Jahrtausenden in solcher ganz bestimmten Bewegung erstarrt zu sein und zugleich in einer feierlich unbegreiflichen Zeremonie begriffen, immer der gleiche Hirsch, immer dasselbe verfeinerte Bild in endloser Reihung wie Geburt, Hochzeit und Grab. Wir fassen es nicht, wir ahnen nur, aus welchen holden oder traurigen Mysterien des Lebens sie hergeholt sind, welchen Zielen sie schlafwandlerisch zustreben. Oder: da stehen zwei Vögel um einen Baum oder Brunnen rechts und links in feierlich symmetrischer Ordnung. Wir wissen, daß es uralte Bilder und Mythen vom Lebensbaum, Lebensbrunnen und von den Nornen in Vogelgestalt sind, uns von altersher überliefert und in den Stickereien wie in einer Urschrift der Menschheit auf kräftigem weißen Leinen aufgezeichnet.

Wir vertiefen und verlieren uns in den Mustern solcher Stickereien und lernen diese sächsische Urschrift lesen. Es handelt sich zumeist um Muster, die in Europa weit verbreitet sind; manche davon stammen aus Nürnberger Modellbüchern, die überall auf Jahrmärkten bis tief in den Osten verkauft wurden und in die Volkskunst der Rumänen, Slowaken, Polen und anderer eindringen. Bedeutsamer ist, daß jedes Volk die Muster nach seiner Art verwendete. Unsere Stickereien, weniger als sonst befruchtet vom eingeborenen deutschen Hang zu barocken Schnörkeln, weit ausschweifendem Ornament und grenzenloser Fabulierlust, sind hier im Umkreis der Kirchenburg strenger, herber und zuchtvoller als die der

anderen Völkerschaften Siebenbürgens. Sie sind meist einfarbig und bevorzugen Rot, Schwarz und seltener Blau. Man hat gesagt, die Einfarbigkeit entspräche der bäuerlichen Gefühlswelt der Sachsen, Menschen also, die durch und durch Bauern sind. Ihr Gefühl antwortete auf Buntheit abwehrend, weil diese in ihnen das Bild des Unkrauts im Ahrenfeld wachrufe. Man könnte nun weiter schließen, daß die bunten Stickereien der anderen Völkerschaften der Gefühlswelt des Hirten und Nomaden entsprächen, dem die blühende Weide erfreulich erscheint. Solche Überlegungen sind gewiß ein Irrtum. Das Ornament wurzelt in tieferen Schichten der Seele und hat nicht nur einen kausalen, sondern ebenso einen finalen Zusammenhang. Auch in der sächsischen Stickerei drückt sich der Auftrag der Kirchenburg aus: Einheit in sich selbst zu bewahren, in sich selbst zu verharren und im Gleichklang des Ornaments die Würde und Strenge und die Zeremonien der überzeitlichen Ordnung dieses gefährdeten Lebens noch einmal zu erfahren. Das weniger gefährliche, weniger in sich selbst beschlossene Dasein der anderen Völker mag der Buntheit zugeneigter sein aus dem gleichen Grunde, der es für sie überflüssig machte, Kirchenburgen zu bauen.

Töpferei

Auch die sächsischen Erzeugnisse der Töpferei, Töpfe, Krüge, Schüsseln, Teller usw., zeigen in ihren Malereien stilisierte Tiere, Blumen und vor allem Ornamente, die gedämpfte Farben, Sparsamkeit und Einfachheit kennzeichnen. Die Mehrzahl der Keramik mit bunten Ornamenten und willkürlichen Gebilden der Phantasie stammen aus ungarischen Töpfereien und verdrängten zusehends die eigenen Erzeugnisse. Der bäuerliche Hang, das Leben dem Rhythmus der Symmetrie oder der Reihung unterzuordnen, führte auch zur Reihung der Krüge und Teller oben an der Stubenwand entlang, gleichsam als suchte das ornamentgewöhnte Auge noch im Schmuck der Wohnung eine feierliche Ordnung mit unendlichem Rapport.

Goldschmiedekunst

Die siebenbürgische Goldschmiedekunst, die einst hohes Ansehen genoß, wurde in der Stadt angeübt. Aber da ihre Arbeiten doch wie die des Kürschners oder des Webers auch fürs Land bestimmt waren als Schmuck für Tracht und kirchlichen Kult, gewinnt sie dort eine große Bedeutung und will immer Zeugnis und Gleichnis sein für Würde und Daseinstolz des Geschmückten. Lange Zeit hindurch wurde sie in ganz Ungarn hauptsächlich von deutschen Meistern bestritten, erst im 16. Jahrhundert entstehen ungarische Werkstätten. Gleichwohl blieb den sächsischen Meistern der Vorrang auch in den folgenden Jahrhunderten. Ihre Abnehmer waren der ungarische Adel, die rumänischen Voivoden, Klöster und Kirchen, neben dem eigenen reichen Bürgertum und den eigenen Dorfkirchen. Zahlungen an die Hohe Pforte, Geschenke an die Landesherren wurden mit ihren Erzeugnissen geleistet, selbst das Vermögen legte man gern in kostbaren Pokalen, Kannen, Schalen und anderem Geschmeide an. Viele reichsdeutsche Goldschmiede sind in Siebenbürgen tätig, während andrerseits viele sächsische in Deutschland und besonders in Wien und am Hofe Maximilians berühmt werden und zu hohen Ehren kommen.

Die Goldschmiede benützten deutsche Musterbücher oder Kupferstiche als Vorlagen, aber der lebendige Zusammenhang mit den Mittelpunkten ihrer Kunst, Augsburg und Nürnberg, geschah durch wandernde Gesellen. Der Goldschmied hatte, bevor er sich als Meister in der Heimat niederließ, mehr noch als andere Handwerker in langer Wanderschaft die vielartigsten Erfahrungen zu sammeln, um später Ruhm zu ernten. Von einem Kronstädter Meister erzählt sein Geselle, daß er fünfzehn Jahre in Deutschland, Frankreich, Holland, England, Schweden und in der Türkei zugebracht habe; in Schweden sei er vier Jahre als Goldschmied des Königs tätig gewesen. Von den verschiedenen Techniken zeichnen sich im Mittelalter ein Drahtemail mit Perlenfiligran aus, genannt „modo transsylvano“, obwohl aus oberitalienischen Werkstätten übernommen. Später wurde das „siebenbürgische Email“

berühmt, das aus einem Zellenschmelz bestand und sich mit einer feinen Filigranarbeit der Fassung verband.

Die sächsische Goldschmiedekunst, der das 18. Jahrhundert den endgültigen Niedergang brachte, als Wien die Ausfuhr nach Osten übernahm, erreicht ihre schönste Blüte in *Sebastian Hann*, der 1644 in Lentschan in der Zips geboren wurde. Auf der Wanderschaft in jungen Jahren, die ihn wahrscheinlich auch nach Augsburg führte, hatte er sich die süddeutsche Stilart vom Anfang des Jahrhunderts angeeignet und dann ein Leben lang beibehalten, auch als anderorts neue Formen bevorzugt wurden. Er kam nach Hermannstadt, heiratete hier die Tochter seines Landsmannes, des Goldschmieds *Stephan Weinesch*, und wurde in die Zunft aufgenommen. Bald weit über die Grenzen Siebenbürgens berühmt, genoß er in der Stadt große Ehren, stand einigemal seiner Zunft vor und mehrmals an der Spitze der Stadtverordnung. Er hatte selbst eine hohe Meinung von sich und vermerkte einmal auf einer Kanne, daß Hermannstadt durch ihn Augsburg geworden sei. Zahlreiche Werke seiner Hand sind überliefert, kirchliche Geräte, Prunkpokale, Schalen, Kannen, getriebene Reliefs auf Epitaph und Votivtafel, Schmuckstücke, sogar zwei Steigbügel. Das schönste Stück bewahrt das Budapester Kunstgewerbemuseum auf: einen silbergetriebenen Tafelaufsatz, der einen Hirsch darstellt und eine Meisterschaft offenbart, in der sich ein feinsinniger Goldschmied mit einem hervorragenden Plastiker vereint.

Auch in anderen Museen begegnet man prächtigen Stücken der sächsischen Goldschmiedekunst. In Paris im Louvre befinden sich zwei silbergetriebene, vergoldete Deckelhumpen, der eine aus dem 16. Jahrhundert, der andere mit Emailschildern und aufgesetzten Granatsteinen aus dem 18. Jahrhundert, schöne Arbeiten und Zeugen für die Blüte der siebenbürgischen Kunst.

In diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, daß der Vater *Albrecht Dürers* als Goldschmiedegeselle aus Ungarn nach Nürnberg kam, hier Meister wurde und seinen Hausstand grün-

dete. Ob und inwieweit er sächsischer Abstammung ist, wird kaum noch festzustellen sein.

Die städtische deutsche Kunst in Siebenbürgen wird nur zum geringen Teil von den untergründigen Kräften beeindruckt, welche die Volkskunst erfüllen, aber sie hat Anteil an der großen europäischen Stilentwicklung, freilich meist nur einen verspäteten, der ihr oft einen provinziellen Anschein gibt, wobei als Kunstprovinz nicht Siebenbürgen für sich abgesondert, sondern ganz Ungarn gemeint ist. Die Ausstrahlung aus den Zentren der Kunstentfaltung in Deutschland nach dem Osten ist schwer zu übersehen und kaum auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, es sei denn eben seine Spiegelung in der provinziellen Verspätung. Bei verspäteter Aufnahme einer Stilform wird mehr die verspielte Oberfläche als der konstruktive Inhalt erfaßt. Das begünstigt aber wieder die Aufnahme gewisser Impulse der Volkskunst und ihrer Ornamentik, die der siebenbürgischen und auch der übrigen deutschen Kunst in Ungarn zuweilen den Anschein von der Nähe des Orients geben. Wenngleich Einflüsse über rumänische und ungarische Stilformen in der sächsischen Tracht und Volkskunst vorhanden sind, so mag doch vor allem das eigene ornamentale Vermögen ausschlaggebend gewesen sein, das ungehindert von Aufgaben inhaltlicher, konstruktiver Art sich freier entfalten konnte.

Kirchen

Zu den Bauwerken der Frühzeit gehören die Kirchen in Mönchs Dorf bei Bistritz und in Marienburg, die noch während der Anwesenheit des Ritterordens entstand und später umgebaut wurde. Auch der Ursprung der Kirchen von Urwegen, Mühlbach und Großschenk liegt vor dem Mongoleneinfall 1241. Es sind romanische Anlagen von großer Massigkeit, die der weiträumigen Lebensart der Kolonisten entsprachen und Schmuckformen entbehren mußten. Ein Gotteshaus dieser Zeit freilich ist kaum der früheren deutschen Baukunst einzuordnen: die Kirche von Mönchs Dorf. Ein überhohes, straff hinaufgezoge-

nes, flachgedecktes Mittelschiff, eine doppeltürmige Fassade, eine anmutige schlanke Gliederung und sorgfältige Ausführung der Teile: alles unterscheidet diesen Bau von den anderen Kirchen des Landes und gibt dem Betrachter zahlreiche Rätsel auf, die zu lösen noch nicht möglich war. Ihrer Art ist nicht zu entnehmen, welchem Orden die Erbauer angehörten. Vielleicht muß man sich weit nach Süden und Südosten wenden, um dort eine Antwort zu bekommen.

So wenig diese erstaunliche Kirche einen Einfluß ausübte, so wenig auch hat eine andere, die bedeutendste des Landes, der spätromanische Dom zu *Karlsburg*, die heimischen Baumeister beeindruckt. Und doch ist gerade er, kurz nach dem Mongoleneinfall errichtet, das großartigste Zeugnis einer Baukunst, die nicht östlich provinziell abgewandelt ist, sondern unmittelbar mit den großen Kirchen zu Bamberg, Raumburg und Magdeburg im Zusammenhang steht. Es müssen Meister der mitteldeutschen Bauhütte gewesen sein, die hier ihre Erfahrungen noch einmal verwendeten.

Die frühgotische Bauweise wurde durch die Zisterzienser eingeführt, die in *Kerz*, der siebenbürgischen Abtei des Ordens, eine Bauhütte schufen und geschulte Werkleute aus Deutschland heranzogen. Die Hütte gewann um so mehr Bedeutung, als nach dem Mongoleneinfall viele Kirchen wieder aufgebaut werden mußten. St. *Bartholomä* bei Kronstadt ist nach der *Kerzer* Abteikirche ihr erstes großes Werk, desgleichen das Gotteshaus in *Honigberg* und die Minoritenkirche (jetzt rumänische Kirche) in *Bistritz*.

Die reife gotische Baukunst wurde Siebenbürgen durch die Bauhütte in Prag vermittelt. Während die älteren Bauteile der Pfarrkirche von *Hermannstadt* noch ganz allgemein der deutschen Tradition folgen, macht sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts an den neueren Teilen schon der Einfluß Prags bemerkbar. Die Pfarrkirche ist eine basilikale Anlage mit Querschiff und Westturm und wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vollendet. Im folgenden Jahrhundert erhielt sie verschiedene Einbauten und Erweiterungen, die Seitenschiffe wurden vergrößert, ins südliche

eine Empore gezogen, das mittlere und der Turm um zwei Stockwerke erhöht. König *Matthias* hatte der Pfarrkirche 1474 die ehemalige Abtei von *Kerz* mit all ihren Gütern geschenkt und solcherart die Mittel für die Umbauten gegeben.

Aus der *Hermannstädter* Bauhütte drang die neue Bauweise in zahlreiche Dorfkirchen. Weitere Einflüsse kamen aus Böhmen, wo *Karl IV.*, durch Berufung der Parler, Prag zum Mittelpunkt der deutschen Baukunst machte, und brachten den hochentwickelten spätgotischen Stil. Davon zeugen in *Klausenburg* die Choranlage mit dem Abschluß von drei Apsiden, in *Mühlbach* und *Kronstadt* die Hallenräume mit ihrem neuen Raumempfinden. In der gedrungenen, breiten Choranlage von *Mühlbach* mit großem plastischem Reichtum an Einzelformen spricht sich die frühe Schule *Heinrich* und *Peter Parlers* aus der Mitte des 14. Jahrhunderts aus, während sich in *Kronstadt* in der strafferen, steileren Höhenanspannung der späteste Einfluß dieser Schule um 1400 kundgibt. Die Hussitenkriege hatten die deutschen Baumeister und Steinmetze vertrieben: viele wanderten nach Osten und schufen neue Hütten. In *Kaschau* befand sich schon vorher, im späten 14. Jahrhundert, ein Ableger der *Prager* Bauhütte, deren Ausstrahlung zuerst *Klausenburg* erreichte und schließlich *Kronstadt*, um hier den Bau des Langhauses zu bestimmen, das in seiner klobig schwerfälligen Art gegenüber *Klausenburg* und dem eigenen gestrafften Chor sehr abfällt und nach dem Brand von 1689 ein fast barockes Aussehen erhielt. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wird der Zusammenhang mit der deutschen Baukunst von mehr allgemeiner und undeutlicher Art. Zahlreiche kleine Kirchen erhielten Um- und Einbauten, die Pfarrkirche in *Mediaș* wurde ausgebaut, die *Bistritzer* Pfarrkirche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts errichtet und in der zweiten gänzlich erneuert.

Profane Baukunst

Denkmäler profaner Baukunst aus dem Mittelalter sind kaum erhalten; zu viele Feuersbrünste, Zerstörungen und neuzeitliche Zu-

griffe brausten über die Städte hinweg. Erst aus dem 16. Jahrhundert finden sich viele Gebäude, zumeist *Pfarrhäuser*, einfache Bauten, die durch ein reiches Portal oder eine Nischenplastik ein würdigeres Aussehen bekamen. Die *Rathäuser* haben nichts vom Stolz und Schauprunz, durch welchen die Städte Ostdeutschlands ihre kolonisatorischen Erfolge und ihre bürgerliche Genugtuung darüber bezeugten. In Hermannstadt war es das schöne Wohnhaus des Thomas Altenburger von der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, das in den Besitz der Stadt kam und als Rathaus Verwendung fand. Das Rathaus in Kronstadt geht zurück auf einen Wehrturm, der den Zugang zur ältesten Stadt sicherte. An ihn schloß sich später eine Laube der Kürschner an, über welche 1420 ein Geschloß als Rathaus aufgestockt wurde. 1515—1518 wurde der Turm erhöht und im 18. Jahrhundert der ganze Bau umgestaltet, wobei der Altan an der Schaufseite des Hauses hinzukam.

Die städtebanliche Art, manche Plätze mit *Lauben* zu umgeben, hatte im ganzen Abendland Verbreitung gefunden, drang auch nach Siebenbürgen vor und gab Stadt und Markt ein reiches Gepräge.

Bildhauerei

Von Bildwerken der romanischen Zeit ist wenig erhalten, wahrscheinlich war ihre Zahl auch gering. Die Steinplastiken des Domes in Karlsburg wären hier anzuführen, die Reliefs der Erzengel im Chor, der Apostel an der Außenwand des Querschiffs und des segnenden Christus mit den Begleitengeln im Südportal, der als ältestes Stück noch dem Bau aus dem 11. Jahrhundert angehört haben mag. Die Reliefs stehen nicht mehr im ursprünglichen, vielleicht nur geplanten, architektonischen Zusammenhang, während einige andere Plastiken wie Schlüsselsteine ihn noch bewahren.

Im Umkreis der gotischen Baukunst erreicht die siebenbürgische Plastik größeren Reichtum; ihr Wert besteht oft nicht in der künstlerischen Leistung sondern in ihrem dekorativen Willen und architektonischen Zusammenhang. Mit den Baumwandlungen durch

die Parlerschule werden in der Plastik die Formen straffer und körperlicher. Von Schwäbisch-Gmünd, wo Heinrich und Peter Parler wirkten, ehe sie nach Prag kamen, gelangten mittelbar bauliche Eindrücke in den Mühlbacher Chor; auch die Figuren der Schwarzen Kirche in Kronstadt sind Zeugen dieser Eindrücke. Sie lassen leider keine genauen stilistischen Bestimmungen zu, weil sie durch den Brand der Kirche und durch Verwitterung zu sehr beschädigt sind. Ihre Reihe entstammt aber keiner einheitlichen Konzeption, sondern entstand nach und nach vom Ende des 14. Jahrhunderts bis tief ins 15. hinein.

Eines der schönsten Bildwerke siebenbürgischer Kunst ist in Prag, ein Bronzeuß, der den hl. Georg im Kampf mit dem Drachen darstellt. Auf dem Schild, den der Ritter ursprünglich trug, war um ein goldenes Kreuz eine lateinische Umschrift, die besagte, daß dieses Bildwerk des hl. Georg 1373 von *Martin und Georg aus „Clussenberch“* geschaffen wurde. Die mundartliche Bezeichnung für Klausenburg weist deutlich genug auf die sächsische Herkunft der Brüder hin, deren sonstige Werke in den Türkenkriegen verlorengegangen oder zu Kanonen eingeschmolzen worden sind, aber wir kennen einige wenigstens aus Urkunden. Für Großwardein schufen sie bronzene Standbilder der ungarischen heiligen Könige Stephan, Emmerich und Ladislaus, von denen das Reiterdenkmal des Ladislaus 1390 aufgestellt und von den Zeitgenossen sehr gerühmt wurde.

Der hl. Georg war für eine Brunnenanlage bestimmt. Wir wissen nicht, wer den Auftrag dazu gab und wie das Bildwerk nach Prag kam, wo es abwechselnd in der Burg und der Stadt stand. Seit dem 18. Jahrhundert fand es seine endgültige Aufstellung neben St. Veit im dritten Hof der Burg. Es hat eine Scheitelhöhe von 121.5 cm und steht, aus dem ursprünglichen Zusammenhang mit der Brunnenanlage gerissen, jetzt auf hohem Marmorsockel. Der Heilige sprengt auf einem herrlichen, sprühenden Ross heran und stößt die Lanze in den Rachen des Ungeheuers, das mit dem langen Schwanz ein Vorderbein des Pferdes umwickelt hat.

Die Ausdruckskraft der Gruppe ist von seltener Schönheit. Das Roß in all seinen Muskeln und in der aufgeregten Bewegung straff gespannt, voll prickelnder Anmut und voll Wohlklang. Der Reiter, schlank und knabenhaft, klingt in der ausholenden Bewegung des Zustößens wie eine gespannte Saite, fast ein wenig schwermütig mit sorgenvollen Falten auf der Stirne hinabschauend und den Stoß führend. Man denkt bei seinem Anblick gern an Rille und spürt den Hauch einer höfischen Legende von Liebe und Tod eines jungen Ritters.

Die Tätigkeit der Brüder Martin und Georg, deren Vater in Klausenburg Maler war, lassen eine besondere künstlerische Atmosphäre dieser Stadt vermuten, die aus Wien oft künstlerischen Nachwuchs empfing, was zu einer Vermutung beim Anblick des mit 1528 datierten Sakristeiportals in der Pfarrkirche Anlaß gibt. Eine überaus reiche und schöne plastische Dekoration füllt die Pilaster, den Architrav und den Lünettenaufsatz. In der Lünette, unter einem Bogen Girlanden tragender Putten, beugt sich ein Mann mit Barett und langem Haar vor, Herr Johannes Clusenbergensis. Alles, besonders aber Brustbild und Hände erinnern an Meister Pilgram und dessen Bildnisse an der Kanzel und am Orgelfuß des Stephansdoms in Wien. Anton Pilgram war gerade in diesen Jahren aus der Wiener Bauhütte ausgetreten.

Es gibt noch einen besonderen Berührungspunkt mit der deutschen Kunst. Die Söhne von Veit Stoß haben in Siebenbürgen gewirkt und machen eine Beziehung des großen Künstlers zwischen Krakau und Siebenbürgen möglich. Ein Sohn, Johann Stoß, betrieb in Schäßburg eine Malerwerkstatt, aus der vermutlich der dortige Altar und andere Altäre der Umgebung hervorgingen, denn es ist kaum anzunehmen, daß es in der kleinen Stadt mehrere solcher Werkstätten gab. Auch die Mitarbeit der Bildschnitzer an siebenbürgischen Altären scheint in ihrer spätgotisch erregten Art sehr auf den Einfluß von Veit Stoß hinzuweisen. Vielleicht wurde dies durch die Söhne des Meisters vermittelt. Ein anderer Sohn, Veit Stoß d. J., lebte als Bildschnitzer in Kron-

stadt. Ein dritter, der Goldschmied Martin Stoß, tritt 1534 in Nürnberg als Mediascher Bürger das Erbe seiner Vaters an, ein Jahr später lebt er in Schäßburg. Es ist da noch vieles undurchsichtig, allein es scheint merkwürdig, daß alle diese Söhne in Siebenbürgen wirkten, was wohl auf frühere Beziehungen der Familie zu Siebenbürgen schließen läßt. Dazu kommt, daß schon in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts der Bruder des Meisters selbst, der Goldschmied Matthias, in Harro bei Broos lebte. Wegen und woher er kam, ist nicht festzustellen. Es wanderten ja viele Goldschmiedegesellen aus Deutschland nach Ungarn, wo sie neben den einheimischen Deutschen ihre Kunst ausübten. Matthias muß, sofern er kein Einheimischer ist, in sehr jungen Jahren emigriert sein, denn schon 1482 erwirbt er in Krakau, wohin er übergesiedelt war, das Bürgerrecht und lebt hier bis zu seinem Tode noch 58 Jahre. Beim Erwerb des Bürgerrechts nennt er sich: Mathias Stozs von Harrow.

Wandmalerei

Von der mittelalterlichen Wandmalerei blieb wenig erhalten, obwohl sie im 14., zum großen Teil auch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorherrschte. Die Fresken in Malmerog, um 1400, ergreifen uns fremdartig und zeigen, wie ein mittelalterlich ausgemalter Kirchenraum aussah; der Stil läßt vermuten, daß der Maler aus Böhmen kam. Karl IV. hatte Prag zum Mittelpunkt der deutschen Kunstentfaltung auch in der Malerei gemacht, die sich weithin nach Ost und West auswirkte. Das schöne Fresko im Siebelfeld des inneren Südportals der Schwarzen Kirche in Kronstadt aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts stellt in lieblicher Landschaft die Muttergottes mit dem Kinde dar, zu beiden Seiten die Heiligen Katharina und Barbara. Das Bild ist reichlich zerstört, aber es läßt dennoch erkennen, daß es von großer und edler Schönheit war, die seinem Stifter, wohl Matthias Corvinus, zur Ehre gereicht hat; es trägt die Wappen des Königs und seiner Gemahlin Beatrice von Aragonien. Dieses Fresko sowie

das große Kreuzigungsfresko im Chor der Hermannstädter Kirche, von Hans von Rosenau 1445 gemalt, gehören eigentlich schon in den Zusammenhang der Tafelmalerei. Es scheint, daß Hans von Rosenau in Österreich gelernt hat, denn sein Bildaufbau und die Art, wie er niederländische Erfahrungen im Einzelnen verwendet, verweisen auf Ursprünge, aus denen auch Konrad Leib erwuchs.

Tafelmalerei

Im Gegensatz zur Wandmalerei blieb uns eine stattliche Reihe großer Altäre mit Tafelmalereien erhalten. Der erste ist 1427 von Thomas von Klausenburg gemalt und befindet sich in Gran im Primatial-Museum. Es kennzeichnet Klausenburg als angesehenen Mittelpunkt und Vermittlungsort deutscher Kunst, daß der Domherr Nikolaus in Raab den Altar für seine Klosterkirche in der immerhin sehr entfernten Stadt bestellte. Der Altar zeigt im Mittelteil eine Kreuzigung, auf der Innenseite der Flügel Ölberg, Kreuztragung und Auferstehung, auf den Außenseiten Szenen aus dem Leben der Heiligen Nikolaus, Benedikt und Egidius. Wo der Maler Thomas seine Kunst erlernt und erwandert hat, ist schwer zu bestimmen, wahrscheinlich war Böhmen mittelbar sein Lehrmeister. Auffallend ist die Verwandtschaft der Kreuzigung mit dem Bamberger Altar in München. In den Heiligenszenen sind landschaftliche Schauplätze, die überraschen. Den hl. Egidius umgibt dichter Wald, aus dem eine Hündin vor dem Jäger zum Einsiedler flüchtet. Es ist ein Wald mit Bäumen aus dem italienischen Quattrocento, mit spitzen Blättern, aber das Dunkel darin, die geheimnisvolle Wildnis, die zerklüfteten Felsen: all dies ist um so reizvoller, als hier Thomas der eigenen Erfindungsgabe folgen durfte. Bei der Darstellung der Christuszenen konnte er sich an eine erlernte Konvention anlehnen, während er bei den selteneren Heiligenszenen mehr auf sich selbst gestellt blieb.

Wahrscheinlich sind auch zahlreiche Maler aus Süddeutschland in Siebenbürgen tätig gewesen, die neben den einheimischen vielge-

wanderten Meistern eine Vermittlerrolle übernahmen. Die Hochblüte der deutschen Malerei im 15. Jahrhundert, die durch Hans Multscher und Konrad Witz gekennzeichnet ist, wirkte sich bis Siebenbürgen aus, zwar um zwei Jahrzehnte provinziell verspätet, doch noch reich und kräftig, wie es zum Beispiel der *Tartlauer Altar* in farbiger Tiefe und wuchtiger Sprache kundgibt.

Von den vielen Altären, wie denen von Malmkrog, Marienburg, Grossschenk, Großprobstdorf, Birtzhalm, Bogeschdorf, Schaas, Bonesdorf, Radeln, Mediasch, Mühlbach, Heldsdorf, seien nur die letzten drei ausführlicher erwähnt. Der *Mediascher* stellt acht Szenen aus der Passion dar, entstand wohl in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts, und zeigt die gleichen Merkmale wie der Altar in Großprobstdorf. Man darf für beide denselben Maler annehmen, der mit einem Wiener Künstler, dem sogenannten Schottenstiftmeister, in enger Verbindung steht. Im Hintergrund der Kreuzigungsszene ist Wien dargestellt.

Der *Mühlbacher Hochaltar*, der weitaus größte und monumentalste, wurde früher mit Veit Stof in Zusammenhang gebracht. Als sich dies als unmöglich erwies, glaubte man, ihn dem jüngeren Veit Stof zuschreiben zu dürfen, der 1522 in Kronstadt nachweisbar ist. Allein, weder er noch sein Bruder Johann, Maler in Schäßburg, kann mit belegbaren Daten mit dem Altar verknüpft werden. Man darf nur ganz allgemein von einer Nachfolge des großen Nürnberger Meisters reden. Schrein und Flügel tragen holzgeschnitzte Reliefs: Maria auf der Wurzel Jesse, die Geburt und Kindheit Christi. In acht gemalten Feldern der Außenseiten und in den Standflügeln sind dargestellt Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt und Ausgießung des hl. Geistes. Es ist leicht zu erkennen, daß sich der landschaftlich geschulte Maler im Umkreis der Donauschule umgetan hat. Das Altarwerk entstand vermutlich kurz nach 1523.

Die Tafeln des Mühlbacher Altars werden künstlerisch übertragt von denen des Heldsdorfer Altars. Hier verwebt ein Meister die Figuren seiner Szenen und das Geschehen der Passion

wirklich mit der Landschaft, reißt sie in dessen wirbelnden Raum hinein und läßt ihn mit hellen und dunklen Wogen überfluten. Gebärden, Gesichter, Leiber und Gewänder nehmen teil am leidenschaftlichen Ansturm der Landschaft. Die Herkunft des Malers ist schwer zu erraten. Alle Hinweise auf Granach oder Altdorfer treffen nicht zu.

Nach der Reformation

Die Hermannstädter Kirche besaß vor der Reformation vier- undzwanzig Altäre. Diese Zahl, von der man auf andere Kirchen schließen kann, läßt den Umfang künstlerischer Aufträge und meisterlicher Betätigung in Siebenbürgen erraten. Die folgenden Jahrhunderte als Erben dieser Fülle wußten nichts Ebenbürtiges hervorzubringen; ihre Richtung lag mehr im literarisch Geistigen. Vom Überschwang und Reichtum des Barocks ist nur ein ganz ferner und geringer Abglanz zu spüren. Die wenigen repräsentativen Zeugen, z. B. das Palais des Barons von Bruckenthal, beweisen durch ihre Ausnahme, wie sehr Siebenbürgen Provinz geworden war. Auch Malerei und Plastik ordnen sich ein in diese Belanglosigkeit. Nur das Handwerk blühte fort; ihm oblag es, den künstlerischen Bedarf des Landes zu decken. Die Steinmetzen begnügten sich, Epitaphien, Grabmäler und Grabsteine zu schaffen; Goldschmiede befriedigten das Verlangen nach Schmuck und schönem Gerät; Schmiede und Schlosser machten weiterhin kunstvolle Türbeschläge, schmiedeeiserne Gitter und Aushängezeichen; Schreiner fertigten in hergebrachter Weise Truhen und Möbel an; doch alles blieb innerlich und äußerlich bezieht vom rein Handwerklichen. Nur die *Volkskunst*, wenig berührt vom Blühen und Verwelken der großen Kunst der Stadt, lebte gleichartig weiter wie vorher. Die überlieferten *Trachten* verlangten dieselben Stickereien und Zierden, die Sitte verlangte weiterhin dieselben schönen Töpfe, Krüge und Schüsseln, wie die Vorfahren sie besessen haben. Das bürgerliche Leben in der Stadt aber, in sich selbst gesättigt, voll barockem und provinziellem Behagen, entbehrte jenes ungeheuren

Schwunges und jener großen geistigen Fliehkraft, welche die Kunst der Vorfahren ausgezeichnet hatte.

Malerei der Gegenwart

Erst das 19. Jahrhundert gewährt, wenn uns die Nähe nicht täuscht, in der Malerei wieder Anschluß ans allgemein Gültige. Stephan Ludwig Roth ist wie eine Verkündigung und ein geistiges Programm, das weit über das provinzielle Behagen hinausreicht und auch die bildende Kunst beeinflussen mußte. Maler wie Schullerus, Coulin, Wellmann, Mieß und andere zeigten ein Kunststreben, das wie ein siebenbürgischer Auftrag bis in die neueste Zeit hineinwirkt und in den besten Leistungen von Hans Eder, Fritz Kimm, Ernst Honigberger, Walter Leutsch, Eduard Morres, Grete Esaki, Heinrich Schunn und anderen Malern, sowie der Bildhauer Hans Guggenberger und Margarete Depner europäischen Anschluß gewinnt. Es ist die Hoffnung eines jeden Deutschen, daß dieser Anschluß nicht mit dem Verlust der Heimat bezahlt werden muß.

Vom Deutschen Landestheater in Rumänien

Von Gust Ongyerth

Die Gastwirte, denen die meisten Dorfsäle im Banat gehörten, freuten sich allemal über den Besuch des Landestheaters, weil sie dabei viele Fässer anzuzapfen gedachten, so wie sie es bei Darbietungen örtlicher Bühnengruppen taten, die ihnen gern in die Hand arbeiteten und kurzen Akten lange Pausen folgen ließen, damit der Wein tüchtig ausgeschenkt werden könne. Das Landestheater war freilich anderen Gesetzen unterstellt und spielte in straffem Zuge. Das war wider jedes Herkommen; die Zuschauer fühlten sich zu schnell ans Ende geführt, wichen nicht von den Sitzen und forderten stürmisch verlängernde Draufgaben. In T. riefen sie gar: „No amol!“ Der Pfarrer, der seine Kirchenkinder kannte, schlug, als sie sich nicht beruhigen wollten, vor, wenigstens den letzten Akt zu wiederholen. So

mußten die verblüfften Darsteller das Abschminken sein lassen, der Gong erkörnte, und unter großem Beifall wurde der dritte Akt ein zweitesmal gespielt, was in der Theatergeschichte einzigartig sein dürfte.

In Besarabien hatte vor uns noch nie ein Berufstheater gespielt. Wir meinten, es werde den Kunstgewohnen Leuten eine Operette am besten gefallen, bei der sie von Herzen lachen könnten. Doch als wir im Schulsaal zu G. unsere Bühne errichtet hatten, wurden wir bald belehrt, daß hier eine höhere Auffassung von der Kunst herrschte, als wir sie sonst erlebt, ja als sie irgendwo in Europa zu finden ist. Die Besucher erschienen in Festtracht, sangen eingangs stehend in deutscher Sprache die rumänische Königshymne. Die Operette „Försterchristl“ wurde andächtig aufgenommen, wobei die Baßgeige des Orchesters freilich Aufsehen erregte ob ihrer hier noch nicht gesehenen Größe. Niemand lachte, niemand klatschte. Die Komiker schwißten vor Erstaunen unter der Schminke und ließen sich, außerstande das Publikum zu begreifen, zu Übertreibungen verleiten. Es war vergebens. Wenn im Saal jemand herausplakete, wurde er niedergezischt. Zum Schluß erhob sich alles und sang das Besarabische Heimatlied, worauf der Ortsvorstand ernste Dankworte an die Theaterleute richtete. Die aber zu lachen versucht hatten, kamen zu mir als dem Intendanten, um sich zu entschuldigen; und dies scheint mir über den inneren Rang einer noch in Ordnungen der Ehrfurcht lebenden Gemeinschaft mehr auszusagen als tausend Worte. Hier fand Kunst die Wertung, die allerdings nur ihrer tiefsten Beauftragung und ihren größten Werken entspricht.

In Lehnitz in Siebenbürgen ließ sich der Vorhang auf der Bühne des Gemeindefaales, als wir flott den „Zigeunerbaron“ begonnen hatten, nur bis zu den Knien der Schauspieler hochziehen. Wir mußten ihn abreißen und nochmals anfangen. Im überfüllten Raum wurde das Atmen schwer. Ohnmächtige trug man ins Freie. Das tat der Freude keinen Abbruch. Unter starkem Beifall endete

Von dem ewigen Rund geflogen,
Funke klein und steuerlos,
Hochgeschlendert von den Wogen,
Aber ewig angezogen
Ziehst du immer engre Bogen,
Fühlst dich winzig und wirst groß.

Denn dich ruft aus diesem Treiben
Sich zurück der große Schoß,
Und du spürst: in deinem Leiben
Wartet schon das letzte Bleiben.
Gib ihm Raum und laß dich treiben.
Frage nicht und wirf dich los!

Im Schutze der Berge

Von Erwin Neustädter

Stille Täler noch birgst du und Weite in dir,
O Heimat, trogige Höh'n und mächtige Wälder,
Unbegangen und urhafter Schönheit voll.

Weithin über die Halden schwingt mit des
Bergfalken Schrei auch des Hirten Ruf,
Ferne sich brechend am Felsgewände.

Aufgeschreckt entfliehet die Gemse, doch unten
Tief im Himbeergerank des sonnigen Holzschlags
Lut sich brummelnd gütlich der Bär.

Und wie die Wolken über des Himmels Blau, so
Friedlich ziehen über der Almen Grün die
Wolligen Herden, ihr fügsames Widerspiel.

Hier ist alter Zeiten Asyl noch;
Längstentschwundener Einfalt Züge
Bargen hier sich im Schutz der Berge,

Wo noch dem mächtig geruh samen Pulsen
Mondes und Sonne anheimgegeben
Ebbt und flutet der bangende Mensch.

Unrast fern. Schweigsamen Hütens
Sinn er und lauschet der Tiere Sprache,
Der einzigen Gefährten und dul dend Getrennen.

Dem weit voneinander noch lagern die Höfe
Hier oben, balkengefügt und sturmuntoft,
Die ersten erglühend im Morgen, die letzten im Abend
Rauchüberschwebt, einsamkeitsflimmernd,
Wenn über weithin verwellenden Höhen
Silbern des Mittags Stille ruht.

Kühl aber rauscht's aus schattiger Spalte
Tag und Nacht und rauscht durch die Jahre,
Durch Stürme und Stille, ewig lebendig.

Labend schon Ahnen in grauer Vorzeit,
Lab sal noch fernem künftigen Enkel —
Ewigen Wandels doch immer das Gleiche,
Sinnbild des Einen und Ewigen Quells.

Der Bärinmutter Ende

Von Emil Witting

Monde steigen und sinken, das Nachtlcht wächst und schrumpft,
Herden kommen und schwinden, Blut fließt und versiegt — Herbst
welkt heran, Bäume flammen in rotgelbbunten Sterbensfeuern
empor.

Da schreit es gegen den Himmel von Blutschuld, Mord, Tod
und Rache, denn die Bären haben sich erschreckend vermehrt und
gefährden Mensch und Tier der Berge. Es muß etwas geschehen,
um dem ruchlosen Treiben Einhalt zu tun. Die Gemeinden klagen
lauter und weiter als ihre Viehherden unter der Bären Branten-

schlag und heulen nach Schadenersatz zu dem erbarmungslosen Wildhimmel empor: Der Jagdpächter allein ist schuld, denn er züchtet die Bestien, schon die führende Bärin, schützt die Jungen, damit sie sich noch mehr vervielfältigen. Es muß etwas geschehen! Der Herr Jagdpächter muß mit Bärendecken einsehen, ansonsten erhält er die Jagd nach Ablauf der Vertragsdauer nicht mehr. Der Herr Jagdpächter aber freut sich händereißend tief innerlich, daß die Bären recht gute Ansätze zu baldiger Verdoppelung und Verdreifachung zeigen und sich recht aner kennenswerth erdreissen, die waldb- und wildverseuchenden, ohnehin übermäßig angehäuften Herden zu zehnten; und doch muß er zur Glättung dieser heulenden Volksstimmenbrandung etwas aufweisen, so etwas wie eine Tat, die jene als großen Erfolg mit unberechenbarer Auswirkung werten und feiern werden. Dabei wird er seine eigene Meinung über solch unberechenbaren Gewinn still für sich behalten, ist er doch Jägers genug und hat so seine Anzahl von Bären auf die Decke gebracht, um sich sein Urteil über Wert und Unwert der Vernichtung eines einzelnen Lebens bilden zu können . . .

Diejenigen, die es am meisten angeht, äßen sich während dieser Anklagen und Verurteilungen friedlich im Beerenfeld und erkennen nicht, daß sich über ihnen die Wolken dunkel zum Gewitter ballen. Wie schon lange nicht, sind Heidel- und Preiselbeeren gediehn. Raubhaug und Muz können sich nicht satt wundern an dieser Pracht und Fülle eines freischenkenden, zweifachen Angebots. Unter Mutters vorsorglichen Sinnen sind sie selbst baumrund aus den beiden Jahren emporgewachsen. Es fehlt wahrlich nicht viel, und sie haben, wenn auch noch nicht Mutters Muskelkraft, so doch ihre Standgröße erreicht. Raubhaug samtschwarz mit eitlem Weißschlips geschmückt, Muz eulengrau mit silbernem Reif überhaucht, Mutter dunkel mit hellen Kragenschildern verjüngt, so trotten sie in stattlichem Aufzug am frühen Nachmittag schon, da die Schatten eben zum First der Sennhütte hinaufklimmen, gemeinsam aus dem gedämpften Fichtendunkel auf den Sennplatz hinaus. Bloße Gewohnheit ist es, wenn die Alte noch führt, denn sie lassen sich

jetzt nicht mehr bemuttern und bevormunden, haben ganz ihren eigenen Willen, haben sie es doch in des Lebens wechselnden Lagen gelernt, sich selbständig zu bewegen. Oft genug gibt die Alte Klein bei und folgt einem guten Gedanken, einem gesunden Entschluß ihrer erwachsenen Söhne. In manchen Dingen sind sie noch uneinflußt, unberört und sehen den Dingen ungetrübt entgegen. So erhält die Alte gewiß wohlthuende, vorteilhafte Auffrischung.

Wie federnder Moosteppich deckt dungfettes Grummet den seit zwei Monden ausgeruhten Boden. Dieser Gennhütte haben die drei in gemeinschaftlichem oder einzelweisem Raub gar manchen kostbaren Gewinn, manch bleibende Erinnerung zu danken. Schafgeblöck, Hirtengejohl, Hundegebell, Treibruß und Abwehrgeheul — blutiges Nöcheln aus stiebender Wolle, Fleischhunger, Raubdurst, das rauscht düsterschwül nach in ihren Erinnerungen; und immer, wenn sie ihren Paß in das Beerengekrant nehmen, richten sie es sich so ein, daß sie an der schlafenden Hausung dieser Treibwecker vorbeigrasen; und jedesmal, wenn sie aus dem Zwiellicht des Fichtensaums hervordunkeln, ist es ihnen, als ob da alles wieder auferstünde; und es will ihnen immer noch nicht das viehgemeine Gras behagen. Sie raufen wie zum Schein einige Mäuler voll und wenden sich dem alten Steinpfad zu, der sie den Talbach entlang in die Beeren führen soll...

Gerade während dieser Wende geschieht es einmal, daß zwei flüchtige Schatten oberhalb der Gennhütte hinschleichen, dort, wo die beiden Ränder des Grasplatzes sich zum Steilweg nach aufwärts perengen, um nach kurzer Rast in die wacholderbebuschte Bergheide bis hoch hinauf zu den Schroffen und Klüften der Gamswelt überzuleiten — gerade diese Zeit ist es, gerade dieser Ort, da in die herbliche Unberührtheit der Alpenwelt ein Mistron fällt: zwei Männer treten auf, und diese Männer haben Blut im Sinn, Beutegier im Blut, Lust nach dem Fell der Bären.

„Sie sind da“, flüstert als erster, überrascht und wie gebannt, der Junge.

„Nieder!“ winkt der Alte und prüft unversehener Gorge voll den Wind. „Die Luft streicht quer. Wir müssen uns beeilen und näher pirschen, bevor sie in unsern Wind geraten. Für den Schuß sind sie zu weit. Mir nach, Siegfried! Tritt in meine Spur, langsam, leicht, leise!“

Und sie ziehen wie Schlagschatten, langsam, leicht und leise ihren Lüstern, düsteren Schlich durch den Bräm der Genn. Dichte Fichten sind zwischen die beiden Männer und die drei Bären gepflanzt. Hoch über den scharfen Wipfeln leuchten die schneebefallenen Berghäupter stolz in die blaue Himmelsweite hinein. Noch einmal sieht Siegfried durch eine Aflücke den silbernen Jungbären im Abermut einen Fichtenstamm am dräbigen Waldsaum hoch umarmen, und schon ist jede weitere Sicht durch schirmendes Astwerk verdeckt. Kein Steinchen knirscht unter den Sohlen der Schleicher, jeder Tritt bettet sich, geschmeidig und wird weich streichelnd, auf ein kleines Plätzchen Gras, auf eine grüne Schleife, auf eine Rasenkaupe. Dreißig Schritte nur, und sie haben die steile Richtung offen vor sich. So wie der Luchs, verwachsen mit dem Boden, vergesellschaftet mit den angeflogenen Rüsseln, das Kottier beschleicht, so drücken sie sich, die Waffen im Armbug, den Finger am Zängel, unter den letzten auflichtenden Fichtenfächern hervor. Die Augen gleiten und fressen um das Fichtengeräht herum. — Der Platz ist leer. Luft streicht, an den rotüberschmolzenen Abendbergen abgleitend, hoch über sie hinweg.

„Es kann nicht sein, daß uns der schiefe Wind verraten hat“, flüstert der Alte. „Die Bären haben die Geräusche, die wir selbst nicht gehört, auch nicht vernommen, und die Fichten, die die Bären deckten, haben auch uns gedeckt.“

Sie treten eilig, aber immer noch vorsichtig auf den Gennplatz. Tief verstaucht sehen die breiten Spuren im polstrigen Gras.

„Sie können nur den Paß zum Beerensfeld genommen haben. Sehn wir behutsam nach!“ Der Alte hält, durch das Glas über die Fichtenwipfel vorsuchend, inne in seinem Satz und reicht dem

Sohn den Zucker hin: „Sie sind schon in den Beeren. Man sieht sie alle drei.“

Aber Siegfrieds Gesicht fällt der Widerschein der letzten Abendröthe. Vater hat ihm noch nicht gesagt, was nun geschehen soll; in gespannter Erwartung hängen die Augen des Sohnes an seinen Lippen.

„Heute sollst du deinen ersten Bären erlegen!“ fällt es in die auflassende Stille. „Die Bären sind uns sicher. Nimm hier meine schwere Büchse!“

In Siegfrieds Augen strahlt die Sonne auf. Selbst soll er sich das Weidmannsheil erringen, und so nimmt er den Vortritt. Vater folgt ihm wortlos. In dem Sohne ist der Jäger geboren, das zeigt jeder Tritt. Sie dringen achtsam in den Wald ein, nehmen die Wegspur der Bären, bringen in den schütterten Hain. Aber dem strudelnden Bach stellt sich das Beerenfeld, locker von Jungfichten und Wacholder bedeckt, von erlenverblendeten Rissen durchschnitten. Vertraut, ohne aufzuwerfen, murmeln die drei Bären in dem üppigen Gekräft. Eine Fichte, eine Erdwelle zur Deckung nehmend, pirschen Vater und Sohn sich auf dem Pfad in Baumhöhe an den sturzwilligen Bach heran. Drüben schieben sich die drei — Mutter und Söhne — im friedlichen, langsamen Steigen und Sinken durch das Gesträuch.

„Nimm den Stärksten aufs Korn, ziel ruhig, beeil dich nicht! Wir haben Zeit.“ Der Vater spricht so gelassen, als redete er vom Wetter. Kühlend und beruhigend fließen die Sätze über Siegfried hin. Er streicht an, schneidet scharf ins schwarze Ziel. Der Schuß bricht — Sturz, Überwalgen, Gebrüll — „Getroffen!“

Der Bär wird hoch, rappelt sich aus dem Gesträuch, die beiden anderen äugen verblüfft, folgen und alle drei mühen sich, schwer ein- und auftauchend, querhangs hin. Noch ein Schuß, ein dritter als Fangschuß. Auch der Alte schießt. Aufbrüll — Sturz. Die Bären sind im Unterwuchs versunken.

„Siegfried, dein erster Bär!“ Der Vater sagt es in feierlichem Stolz erhebender Genugthuung, Siegfried findet kein Wort, und in

seinen immerfort suchenden Augen schwimmt tränenrührend das Glück einer hohen Stunde. Er möchte gleich hinüber, doch Vater meint, die Nachsuche müsse in Ruhe gemacht werden, und dazu sei heut keine Zeit mehr. Also noch eine ganze Nacht voll Geduld und froher Erwartung, bis der erste Bär vor Siegfried liegen wird. Und wie sie davongehen in die kahle Herbstkälte hinaus, da hebt sich langförend, gezogen verhallend im drübigen Getapn ein Geister- ruf, ein Onch- und Wehruf des Bären: hoh, hoch, hochhoho — wiederholt sich, irrt weit weg, steigt zu Thal, verhallt, lebt wieder auf.

Weh — — oh — weh! Schaurige Nachtrufe der Berge.

Was ist aus dem Dreierglück geworden? Brechender Knall, Schmerzgestöhn, Schweißansbruch, Wanken, Stürzen, Wühlen, Knall über Knall und wieder aufschneidendes Gebrüll, Todesgeröschel, Todesgeruch. Fort, nur fort! Mutter kann nicht, Muß bleibt zurück. Raubhaug überlegt, schnappt schweißwitternd auf, fällt in Todesangst, flüchtet, flüchtet gepettscht in wehes Alleinsein hinein. Die Mutter liegt irgendwo leblos, der Bruder versagt, tut sich seitwärts ab; und da bricht es Raubhaug im Jammer und Seelenschmerz tief aufgurgelnd aus hohlem Innern hervor, ein Klagen — Anken: Hoh, hoh, hoho — oh, oh, oh! . . .

Deutsches Lied in Siebenbürgen

Von Heinrich Zillich

Unser Hans steht frei im Winde der Pässe.

Wir sehn die Karpaten himmelumzackt,

Das Hochland reif in Saat und Nässe,

Den Winter strahlend und nackt.

Die Siedler singen im Abendschwellen.

der Wind trägt die Schreie nach Osten hinaus.

Wir singen nicht. Wir hören sie gleich gellen,

Im Brausen steht dunkel das Haus.

Die ungrische Faust führt Ochsen und Pferde.
Rumänische Bauern säen im Grund.
Wir drücken in die östliche Erde
Den Pflug schon lang mit stöhnendem Mund.

In der Kunde bröckeln die alten Basteien,
In jedem Dorfe Graben und Wehr.
Der Acker wird kleiner und enger die Reihen.
Der singenden Stedler sind mehr.

Im Schoß unsrer Weiber schwillt selten die Frucht.
Die Ehen unsrer Männer ward klein.
Wir stehen an der steigenden Todesbucht
Und sehn ohne Ahnung hinein.

In alten Gelassen murmeln herum
Die Greise und winken zur Ruh.
Im Staub der Jahrhunderte ratlos und stumm
Nicken die Männer dazu.

Sie drohen durchs Fenster schwächlich ins Land
Und schreiten mächtig zum Thor.
Und an der Schwelle schon stehn sie gebannt
Und treten nicht hervor.

Es krallt sich die Not in die Höfe der Kunde,
Mischt Nacht und Angst und Geduld.
Und drängt ein Fremder den Bauer vom Grunde,
So hat der Bauer die Schuld!

Gib Gott, daß die Quelle uns wieder erspringe,
Daß Lieder zur Vesper ertönen,
Aus junger Kraft sich das Frühlicht entswinge.
Volk sich erneu in den Söhnen!

Fronturlaub in Schäßburg

Von Hans Leicht

Ich war mit Toden und mit Schauern
Fast schon vertraut
Und hab nun deine alten Mauern
Wiedergeschaut.

Und wie vom zarten Kelch verschlossen
Blume und Keim,
Geh ich von Dunkelheit umflossen
Mein Hans und Heim.

Darin zwei Arme sich bewahren,
Mir wohlzutun,
Wo mir in wirren blonden Haaren
Zwei Kinder ruhn.

So schlummert meines Lebens Blüte
Am Märchenort.
Niemand kann öffnen, ich behüte
Das Zauberwort.

Das Tor springt auf: O meiner Seele
Drei-einiger Stern!
Das Tor springt auf: O meines Herzens
Dreifältiger Kern!

Und habe all mein Glück geborgen
Bei euch, ihr drei,
Und denke: morgen, morgen, morgen
Ist es vorbei.

Die goldene Tapferkeitsmedaille

Von Heinrich Zillich

Als nach dem ersten Weltkrieg die österreichischen Fahnen, die sich an ungezählten alten und neuen Siegestagen des Reichs in allen Windrichtungen Europas entfaltet hatten, in Ehren sinken mußten, da trug sie kein Fährniß hoch und rauschend in einen gemeinsamen Tempel würdigen Gedenkens. Da fanden sie, gleichwie der große Staat in sechs oder sieben Teile zerborsten war, hier und dort ihre Ruhestätte, getrennt von einander verwahrt, viele daheim in Wien, wo sie kaiserlich aufknistern, sobald der Wind vom Türken-schlachtfeld am Rahlenberg weht, etliche aber in Ungarn, etliche in Städten, die plötzlich zu Ländern gehörten, denen vordem der Anblick der zerschossenen Seidentücher nur vergönnt gewesen war, wenn sie sich ihnen unterworfen hatten. Fremd hängen die Feldzeichen in mancherlei Sälen, und flattert dereinst von den Stöcken der letzte bunte Fesen in stiller Nacht wie ein Falter zu Boden und zerstaubt, so wird ihr Ruhm noch immer frisch sein.

Gleich den Fahnen, die man ins Dunkel stellte, durfte auch keiner mehr, der in ihrem Heer durch vier Jahre grau marschiert war, die Zeichen seiner Tapferkeit in der hellen Sonne zeigen, sofern sein Wohnort in einem der neuen Staaten lag. Es schoben die heimgekehrten Soldaten Medaillen, Kreuze und Bänder in die Truhen oder hinter den Wäschestapel. Ja, sie durften die Zeichen nicht anders verwahren als im Dunkel und da streckte mancher alte Krieger, wenn er sie zufällig im Schrank erblickte, die Hand nach ihnen aus, um sie liebevoll zu fassen, die Angebinde eines großen Kriegs, ehe er zurück ins Dunkel die unwillig Klirrenden schob.

So erging es auch einem einstigen Feldwebel, der sich am Gan die goldene, in den Karpaten die kleine und bald die große silberne Tapferkeitsmedaille erworben hatte, später in Tirol die bronzene dazu und überdies das Karl-Truppenkreuz. Es war ein Mann,

der Waffe aus Lust verschworen, dem nichts größere Freude bereitet hätte, als bis zum Tode bei der Kompanie zu bleiben, in Galizien oder Trient, in Bosnien oder auch auf der Schmelz, das wäre ihm gleich gewesen. Aber er war als Deutscher, dessen Heimatdorf hinter Gottes Angesicht im Schatten der stürmisch ausgreifenden Lebensgier eines anderen Volkes stand, selbst wie Fahnen und Orden ins Dunkel getreten, Bauer geworden und kein schlechter, nur daß er öfter als andere hinter den Wäschestapel im Schrank griff und die fünf Auszeichnungen hervorzog, um sie auf dem Handteller klingen zu lassen.

Er nahm ein Weib, bestellte den Acker, zengte ein Kind, und als es zur Welt kommen wollte und er sah, wie sich die Frau verzweifelt mit den Wehen herumschlug, wie die Hebamme unter dem Gebot eines ihm bis dahin unbekannten Regiments um die Kreißende bemüht war und diese aufschrie, „Mutter“ schrie, die sie selbst schon war, „Mutter“ schrie, wie so viele, die er auf dem Schlachtfeld sterben gesehen, da rückten sich ihm, ohne daß er dessen bewußt wurde, Ferse zu Ferse, sein Herz klopfte laut und der Schweiß brach ihm aus der Stirn, er spürte, daß er hier nichts anderes tun konnte, als stramm zu stehen, denn sonst hätte er sich jämmerlich flennend in eine Ecke hocken müssen.

Doch wie das Kind in der Wiege krächzte und die Frau selig lächelte, kam dem dankbar Erlösten der merkwürdige Einfall, dem er sich nie hingeeben hätte, wäre sein Heer noch unter Fahnen und Trommeln marschiert, denn welcher Feldwebel besaß je das Recht, Orden und Ehrenzeichen zu verleihen, doch nun waren Heer und Orden dahin und im Dunkel, so kam ihm der Einfall, selbst den Obersten Kriegsherrn zu vertreten und den todesmutigen Lebens-einsatz zu belohnen.

Er zwirbelte den Schnurrbart auf, trat zum Schrank, nahm die fünf Zeichen heraus und betrachtete sie lange. Weil ihm die Knie noch zitterten, war er geneigt, seine höchste und schönste Auszeichnung, die goldene Tapferkeitsmedaille, dranzugeben, doch besann er sich noch zur rechten Zeit, daß das Kind nur ein Mädchen sei.

Er schüttelte den Kopf und wählte die große silberne, die am weiß-rotgestreiften Band hin- und herbligte, und heftete sie der Mutter ans Nachthemd.

Nochte diese auch lachend abwehren und die Hebamme mit derbem Hallo die Hände vor den Bauch drücken, die Medaille war nun verliehen und lag, obschon nicht auf dem Hemd, doch Tag um Tag, bis die Wöchnerin genas, auf dem Nachttisch, und alle, die zu Besuch kamen, konnten sehen, daß der Feldwebel sein Weib ehrte, wie er selbst ehemals geehrt worden war.

Auch nachher nahm er die Medaille nicht in den Schrank zurück. Sie gehörte nicht mehr ihm, dem im Schatten stehenden Soldaten, als den er sich unverändert empfand, sie war — fast hätte er seine Frau darum beneidet — deren Eigentum geworden, die allerdings den ernstesten Spas nicht recht begriff, doch das Ehrenzeichen fortan selbst betreuen mußte, nicht im Dunkel, versteht sich, aus dem es des neuen Lebens wegen rund und gleißend wie ein Gestirn hervorgetreten war. Sie legte es in einen geschliffenen Glaskeller auf der Anrichte, und da konnte es prunken.

Bald traf ein zweites Kind ein, und der Vater belohnte seine Frau mit der kleinen silbernen und ein Jahr später mit der bronzenen Medaille, weil es beidemal wieder Mädchen waren. Sogar im vierten Jahr änderte sich dies nicht, bloß wäre die Mutter bei der Geburt fast gestorben, aber sieh an, der Feldwebel, nun schon wie ein echter General, der ebenfalls das wahre Verdienst oft nicht erkennt, schenkte ihr hiefür keineswegs die goldene Medaille, sondern seine geringste Auszeichnung, das Karl-Truppenkreuz.

Als hierauf aus Gottes fröhlicher Laune ein fünftes und sechstes Mädchen Einzug hielten, schien dem Mann die Tapferkeit der Frau etwas Alltägliches geworden zu sein, keiner Anerkennung wert, wie ja auch, meinte er, manche seiner eigenen Heldentaten unbeachtet geblieben waren, und so verlangte es die Gerechtigkeit, daß er ob eines solchen Segens an weiblicher Nachkommenschaft wenig Aufhebens mehr machte und darüber gar nörgeln und brummen durfte; bis dann endlich im achten Jahr der Junge einrückte, so

Und um alle deine Söhne schlinge sich der Eintracht Band

Von Heinrich Zillich

Einmal wird es offenbar werden, daß sich kein Volk durch Beschuldigung eines anderen von der Mitschuld an der Verstümmelung Europas freireden kann, sondern daß die regierenden Männer aller, gepeitscht vom Verhängnis, mitgeholfen haben, die abendländische Gemeinschaft zu vernichten. Alle haben seit dem unseligen Friedensschluß nach dem ersten Weltkrieg unserer aller Lebenswelt verraten, bei jener Einsicht, die einst auch Kämpfe untereinander in den Grenzen der Ehre hielt, wodurch sich ein Jahrtausend lang unser Erdteil erhöhen konnte.

Ein solcher Abfall von den Grundgesetzen des gemeinsamen Bestandes muß endlich die Besinnung wecken, und dann werden die Toten, wo immer sie fielen und fielen, auferstehen, um die Lebenden zu verpflichten, das Zerstörte aufzubauen und die größere Einheit wieder zu errichten, deren Vorposten wir Siebenbürger seit jeher waren.

Dämmern wird dann der Morgen über Trümmern und Gräbern. Man wird plötzlich begreifen und es hinausrufen, daß wir zu den unschuldigen Opfern gehören. Und dann erst wird aufgeschrieben, was jetzt zu berichten unmöglich ist: das Elend der Einzelnen und die Zerreißung der Familien, das Verjagtwerden und der Zwang der Frohn. Noch ist all dies zu erzählen unmöglich, denn wer es wagte, müßte von Geschehnissen sprechen, die er nur halb oder gar nicht erlebte; und weil keiner ganz vom Jammer verschont blieb, wäre jeder, auch der Gerechteste, versucht, die eigene Pein zur Richtschnur zu wählen, indessen ärgere Not nach einem lauterem Echo verlangt.

Es kann weder in voller Wahrheit ausgesagt werden noch mit der schuldigen Ehrfurcht, was da zu sagen wäre: das wirklich

Erduldet nicht, auch nicht das grauenhafte Zwielficht, in dem es sich vollzieht. Selbst die Dichter müssen vorerst stumm lauschen und warten, bis sich das Schreckliche zur Gestalt in ihnen verkörpert, denn alles Lebendige, Tote und Gefötete bedarf im Menschenherzen einer Zeit des Keimens und der Entfaltung, ehe es in gütigen Worten ungeheuer hervortritt, undeutlich und ebern, die Seelen zu formen und die Zukunft zu prägen.

So ist uns auferlegt, hier zu schweigen über das Erschütternde, das sich leidend und strebend, sterbend und gottanrufend nur scheinbar vergeblich bewährt.

Aber wir sind nicht blind! Nicht taub! Wehrufe schwirren uns von allen Seiten zu. In Meeren von Qual und Sehnsucht sehen wir die trostlose Mühe der vielen, die mit Hunger und Untergang ringen. Wir blicken hinab ins Geschick derer, die in den Grubenfächten hinschleichen. Die eisige Stille der Heimat dringt äzend auf uns ein. Stunde um Stunde vernehmen wir lautloses Rufen, Stunde um Stunde das Herzklopfen der Angst aus der Brust von Hunderttausenden, denn Angst, ausgefät wie Heuschrecken über die Länder und ein Hohn auf die Verheißung, daß die Welt von ihr erlöst werden solle, ist zur Atemluft des Erdteils geworden. In die Kerker starren wir hinein, dorthin, wo die Gemarterten liegen; wir sehen die Verbannten irgendwo einsam verlöschen, fühlen die Tränen auf den Wangen von Eltern und Kindern; wir leuchten mit den Flüchtenden auf Wegen, wo einst jedermann frei dahingehen durfte; wir erschauen in täglichen Gesichtern, die uns jäh überfallen, die dichten Nebel der Lüge und Heuchelei, die Rechtsbengung unter den Masken der Rechtfertigung; wir erspähen aber auch die brennenden Märtyrerzeichen des Heldennutts, der guten Taten, der verfolgten Wahrheit, des Glaubens, der Hilfsbereitschaft und der Liebe, ungezählte Bewährungen all des menschlich Großen, dem einmal der Sieg gewiß ist.

In einer anbrandenden Fülle von Bildern gärt es in uns weiter, was zum Himmel schreit und wovon die Steine bald zu reden beginnen werden, damit auf redlicheren Waagen als auf

denen der Gegenwart das Geschehene sein echtes Gewicht finde, damit die willkürlichen Urteile zerstreuen, Gut und Böse sich nach der Wahrheit enthülle und Gerechtigkeit, Recht und Freiheit wiederkehren.

In Scherben liegt das Außerliche unserer Gemeinschaft, der weiten abendländischen sowohl als auch der kleinen, nach Rang und Leistung unvergleichbaren dort südöstlich im Arm der Karpaten. Die Schale barst. Geblieben ist bloß der zeugungsfähige Kern. Nichts als ihn, den Geist, behielten wir. An ihm hängen wir. Er umschließt die geheimnisvolle Macht des Samens, aus dem das ganze Dasein sich erneuen kann, wenn wir ihn nicht verdorren lassen und die Hoffnung nähren. Seid gegrüßt alle, die ihr trenn an euch selber glaubt!

Wir wollen die Arme ausstrecken, wir, die auf den Wällen des Abendlandes Geborenen, und tun, was wir immer getan, uns Schulter um Schulter liebend umfassen, ohne nach Stand, nach Herkunft, nach Sprache und Volk zu fragen; wer guten Willens ist, füge sich ein in den Ring des Gemeinsamen. Unser Lied bedarf keiner Änderung. Es hatte von altersher denselben Wortlaut und ruft uns zu, für Europa ebenso gültig wie für die begrenztere Heimat Siebenbürgen:

„Und um alle deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht Band!“